



Berlin, den 3. Mai 1902.

Universität und Katholizismus.

Wenn ein philosophisch und historisch gebildeter protestantischer Theologe wie Lisko die Gründung des römischen Papstthumes bedauert, so bedeutet Das einen Rückschritt, den ich bedaure. Daß auf dem Boden der alten Kirche die Ueberwindung der augustinischen Auffassung der Weltgeschichte nicht möglich war, gehört zu den Dingen, die den großen Abfall nothwendig gemacht haben, der den Namen einer Kirchenreform nur in sehr beschränktem Sinne verdient, und es ist ein unsterblicher Ruhmestitel der protestantischen Wissenschaft, daß sie das Verständniß der Weltgeschichte erschlossen hat; ein Ruhmestitel der protestantischen Wissenschaft, nicht etwa der Reformation, die nur Christus und Belial ein chassé-croisé vollziehen ließ. Nachdem Lessing und Herder die lebendigen Kräfte der historischen Entwicklung aufgedeckt hatten, haben Geschichtschreiber wie Johannes von Müller, Friedrich von Raumer, Heinrich Leo, die beiden Menzel, Giesebrecht (auch Ranke darf man wegen der Einleitung zu seiner Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation hierher rechnen) dem Mittelalter und dem Papstthum gerecht zu werden und Beide als historische Nothwendigkeiten begreiflich zu machen verstanden; sogar die protestantische Kirchengeschichtschreibung hat Das, wie Karl Hase beweist, vermocht. Und populäre allgemeine Weltgeschichten haben, von der Beders bis zu der neusten von Spamer, die vernünftige Auffassung zum Gemeingut der Gebildeten gemacht. Dürfte man die Rückkehr Liskos auf den Standpunkt der Centuriatoren als die persönliche Verirrung eines einzelnen, im Uebrigen verdienten Gelehrten ansehen, so wäre darüber weiter kein Wort zu verlieren. Leider aber scheint sie Symptom einer Massen-

bewegung zu sein. Von anderen Symptomen, die ich seit Jahren beobachtet habe, nenne ich nur zwei. Zunächst, daß ein Philosoph von der Bedeutung Paulsens das werthlose Buch von Hoensbroch, das die Standalchronik des Papstthumes für dessen Geschichte ausgiebt, in der wiener „Zeit“ empfiehlt. Und ein zweites, viel wichtigeres Symptom war die von Monmsen in Fluss gebrachte Professorenbewegung. Die hat ja nun der Herausgeber der „Zukunft“ ganz in meinem Sinne behandelt. Höchstens würde ich noch daran erinnert haben, daß kein protestantischer Professor an der statutenmäßigen Konfessionalität der Universitäten Rostock, Halle und Königsberg Anstoß zu nehmen scheint, und einige weitere Proben von Voraussetzungslosigkeit beigelegt haben, zum Beispiel die folgende. Die pessimistische Weltanschauung ist zweifellos wissenschaftlich berechtigt. Sie wird manchem „Voraussetzungslosen“ durch die Erfahrung aufgedrängt. Nun kann nicht Jeder gleich Schopenhauer die bittere Pille des Pessimismus dadurch genießbarer machen, daß er sie, in ein gutes Diner gehüllt, hinunterschluckt; und die Umstülpung des eudämonistischen Pessimismus in den evolutionistischen Optimismus bei Hartmann ist weiter nichts als eine verblühte Verleugnung des Pessimismus, also für den echten Pessimisten gar nicht vorhanden. Die unabweisbare Konsequenz des Pessimismus hat jüngst ein Mann gezogen (ihn nennen, hieße, eine Denunziation verüben), der lehrt: sittlich böse ist jede Zeugung und jede Handlung, die zur Zeugung führt, sittlich gut ist Alles, was der Zeugung vorbeugt, Alles, was Leben vernichtet und die Entstehung neuen Lebens verhindert. Wenn dieser Mann sich habilitiren will und die Regierung ihm selbstverständlich den Zutritt zum Lehrstuhl verschließt: werden da die Professoren entrüstet protestiren? Harden erwähnt in seinen Professores Julius Wolf und Reinhold im Gegensatz zu Sombart, Schmoller und Wagner. Das sollte Einen, der das Material beisammen hätte, zu einer umfassenden historischen Arbeit veranlassen. Seit beinahe zehn Jahren wird von sehr einflussreichen Leuten im Reichs- und Landtag und in der Presse gegen die „Kathedersozialisten“ gehetzt. Zwar ist schon der Name eine Lüge, denn Keiner der Männer, die man meint, ist Sozialist; und Brentano, Schulze-Gaevernik, Wagner, Schmoller, Sombart vertreten so verschiedene Richtungen, daß es einfach Unsin ist, sie mit einer gemeinsamen Bezeichnung zusammenzukoppeln; aber Jeder von ihnen hat irgend einmal irgend Etwas gesagt, was irgend einem Unternehmer nicht paßte, und die Regierung ist seit Jahren öffentlich gedrängt worden, die sogenannten Kathedersozialisten durch Männer zu ersetzen, die sich bereit finden würden, eine dem augenblicklichen Interesse einer kleinen Unternehmergruppe dienende Nationalökonomie und Sozialwissenschaft vorzutragen. Haben Das die Professoren nicht als einen Angriff auf die Freiheit der Wissenschaft empfunden? Es scheint nicht; in der Öffentlichkeit wenigstens hat man nichts davon gespürt.

Das Mängelweſen der Univerſitäten iſt ſeit Jahren ſo oft von unglücklichen Privatdozenten bejammert und in der Oeffentlichkeit verſpottet worden, daß die Herren Ordinarii eigentlich einen Ausbruch allgemeiner Heiterkeit befürchten mußten, wenn ſie als die Ritter der Vorausſetzungloſigkeit in die Arena herabſtiegen. Aber freilich: in dieſem Fall waren ſie ziemlich ſicher vor Spott; wenn die Freiheit der Wiſſenſchaft ſo viel bedeutet wie den Ausſchluß der Katholiken von akademiſchen Aemtern, dann jubelt die liberale Preſſe Jedem zu, der ſie auf ſeine Fahne ſchreibt, und auch die Konſervative legt vorſichtig ein gutes Wort für die Freiheit ein. Am Liebſten möchte man die Katholiken nicht bloß von den Univerſitäten, ſondern aus der ganzen Gelehrtenrepublik excluſiren. Als ich vor einem Vierteljahrhundert einmal im alkatholiſchen Deutſchen Merkur ſagte, katholiſche Gelehrte ſänden nur, ſo weit und ſo lange ſie ſich als Sturmbock gegen Rom gebrauchen ließen, bei der proteſtantiſchen Gelehrtenwelt Anerkennung, ihre poſitiven Leiſtungen aber ignore man, da rief mein Freund Max Roſen, der das gelehrte Zuſtandweſen genauer kannte als ich: Das war gut! Das mußte endlich einmal ſagt werden! Der Rückfall der proteſtantiſchen Gelehrtenwelt in die Parteilichkeit, die mit Hilfe der Philoſophie und des hiſtoriſchen Quellenſtudiums ſchon überwunden war, hat mancherlei Urfachen, von denen nur drei angedeutet werden ſollen. Hegel hat die Objektivität zwar gefördert, aber ihr eine Falle geſtellt, indem er jede große hiſtoriſche Erſcheinung nur für einen beſtimmten Zeitabſchnitt vernünftig ſein läßt, dann aber fordert, daß ſie in ihrer Nachfolgerin aufgehoben werde. In Wirklichkeit verläuft die Entwicklung weder in der Natur noch in der Geſchichte ſo, daß immer Eines das Andere verdrängte, ſondern das Neue ſtellt ſich neben das fortbeſtehende Alte, aus dem es geboren iſt, und gerade in der wachſenden Mannichfaltigkeit und Fülle, die ſo entſteht, hat man den Fortſchritt zu ſuchen, wenn es denn durchaus einen geben ſoll. Aber die hegelich gerichteten Geiſter erwarteten, daß das Mittelalter, dem man ſein Recht gegönnt hatte, ſich nun begraben laſſen werde, und wurden tief verſtimmt durch ſeine Auferſtehung in der Romantik. Und die Auferſtandenen beeilten ſich, den proteſtantiſchen Unwillen zu rechtfertigen, indem ſie beim vernünftigen Katholiſismus der Sailer, Hirschler und Köhler nicht ſtehen blieben, ſondern zur Bigotterie, zum graſteſten Aberglauben, zum Fanatismus, zur mittelalterlichen Philoſophie fort oder vielmehr zurüchſchritten und die Kataſtrophe von 1870 herbeiführten, die den vernünftigen Katholiſismus in Deutſchland vorläufig mundtot machte. Dieſe verderbliche Richtung des Neukatholiſismus zu bekämpfen, war die proteſtantiſche Gelehrtenwelt ſogar verpflichtet; aber für einen Siegespreis von zweifelhaftem Werth ihre koſtbarſte Errungenschaft, die objektive Auffaſſung der Weltgeſchichte, preiszugeben: Das war nicht klug.

Damit tauschte man für den zweifelhaften Sieg einen unzweifelhaften Verlust ein, denn jene Auffassung der Weltgeschichte vreisgeben, heißt, die schon geschlagene Brücke zur Verständigung zwischen den Konfessionen abbrechen, die das Element der Schwächung Deutschlands in ein Element der Kraft verwandeln würde; eine Vielheit der Konfessionen ist an sich ja geistiger Reichthum und daher eine Kraftquelle. Und indem man die Katholiken von den Universitäten anschießt, versperrt man ihnen die einzigen Orte, an denen sich die Verständigung vollziehen kann und an denen sie sich vor fünfzig Jahren schon bis zu einem gewissen Grade vollzogen hatte.

Bei dieser Ausschließung wirkt nun freilich ein sehr starker Beweggrund mit, der aus einer dem wissenschaftlichen Interesse ganz fern liegenden Gegend stammt. In meinen Lebenserinnerungen habe ich berichtet, wie unbequem den Protestanten vor fünfzig Jahren die damals entstehende Emanzipation der Katholiken geworden ist; denn als solche darf man die Bewegung bezeichnen, die gegen den grundsätzlichen und thatsächlichen Ausschluß der Katholiken von Staats- und Gemeindeämtern gerichtet war. „Selbstverständlich“, sage ich dort, „waren die Protestanten von dieser neuen Erscheinung nichts weniger als erbaut. Auch bei ihnen handelte es sich keineswegs bloß um das lautere Evangelium oder auch nur um die Aufklärung, sondern um die Behauptung der ererungen geistigen und sozialen Uebermacht und um das Kämtermonopol. Gewiß hat sich Das keine der beiden Parteien eingestanden (Das wäre mit Beziehung auf die heutige Universitätsfrage ins Präsens zu übersetzen); sie kämpften aufrichtig eine jede für Das, was sie die Wahrheit nannte, aber unbewußt wirken jene sozialen, politischen und materiellen Rücksichten sehr kräftig mit in den Kämpfen um religiöse wie um weltliche Grundsätze und Ideen. Ueber ein paar Konvertiten freut sich natürlich jede Kirchengemeinschaft; aber wenn sich eines schönen Tages sämtliche deutschen Katholiken zum Eintritt in die evangelische Landeskirche Preußens meldeten, so würden sich die Protestanten nicht weniger unangenehm überrascht fühlen als etwa die französischen Republikaner durch die Bekehrung sämtlicher Monarchisten zum Republikanismus, die sie zwingen würde, mit der allen Franzosen offen stehenden Republik (so lautete vor sechs Jahren die herrschende Phrase) Ernst zu machen, indem sie ihnen den hauptsächlichsten Vorwand zur Beschränkung der Konkurrenz um die höheren Staatsämter raubte.“

Die grundsätzlichen Bedenken gegen die Zulassung von Katholiken zu den akademischen Lehrstühlen hat Harden schlagend widerlegt. Weil aber diese Bedenken, namentlich seit 1870, nicht ganz unbegründet sind, ist es nothwendig, genau anzugeben, wie weit in diesem Gebiete die Gleichberechtigung der Katholiken geht und wie weit ihre wissenschaftliche Freiheit wirklich durch

ihren Glauben eingeschränkt wird. In den Naturwissenschaften sind Kollisionen zwischen Glauben und Wissenschaft gar nicht möglich. Die Verfolgung Galileis ist von den Vertretern der aristotelischen Philosophie ausgegangen und diese kann nicht mehr lebendig werden, also auch die Kirche nicht mehr beherrschen. In dem Kampf zwischen den gläubigen Christen und einigen Vertretern der Naturwissenschaften handelt es sich nicht um Physik, Chemie, Physiologie, Astronomie oder irgend eine exakte Wissenschaft, sondern um Hypothesen, und zwar um solche zweiter und dritter Ordnung. Die Atomlehre nenne ich eine Hypothese erster Ordnung, weil sie unentbehrlich und ihre Zuverlässigkeit durch das Experiment erwiesen ist. Und nur so weit, wie das Experiment reicht, reicht die exakte Wissenschaft; die Atomlehre bleibt Hypothese und kann niemals selbst exakte Wissenschaft werden. Vom erkenntnistheoretischen Standpunkt aus gehört das Atom in die selbe Kategorie der unwahrnehmbaren, unvorstellbaren und unerkennbaren Dinge, der auch Gott angehört. Die biologischen Hypothesen aber sind Hypothesen zweiter Ordnung, weil ihre Verwendbarkeit zur Erklärung der Erscheinungen noch nicht durch das Experiment nachgewiesen ist. Sie in ihrer jetzigen Form anzunehmen, verbietet die exakte Wissenschaft, denn auf Grund von Thatfachen haben viele religiös gar nicht voreingenommene Forscher gegen sie protestirt, von Karl Ernst von Baer, dem Begründer der Embryologie, anzufangen bis auf die Zoologen und Botaniker Cimer, Driesch und Reinke. Nur gegen die Gestalt haben sie protestirt, die Darwin, Haeckel und Weismann der Entwicklungslehre gegeben haben; diese selbst ist so alt wie die Philosophie und als den Regulator des Entwicklungsprozesses haben schon Empedokles und Epikur die Auslese durch das Ueberleben des am Besten Angepaßten erkannt. Noch weiter von der exakten Wissenschaft entfernt und daher als Hypothese dritter Ordnung zu bezeichnen ist die Ansicht, daß der Prozeß ohne eine leitende Intelligenz verlaufe. Diese Ansicht hat Niemand entschiedener zurückgewiesen als Hartmann, der scharfsinnigste aller Denker, die nach Kant gelebt haben. Wenn also die katholischen Gelehrten diese Hypothesen ablehnen, so ist Das kein Grund, sie von den Lehrstühlen der Biologie auszuschließen. Ob sie sie aus religiösen Gründen ablehnen? Danach zu fragen, hat man kein Recht, weil die wissenschaftlichen Gegengründe zur Ablehnung hinreichen. Wie der Kirchenglaube das Studium der Philologie beeinträchtigen soll, ist nicht einzusehen. Das Selbe gilt von allen Staatswissenschaften; wie sollte die Finanzwissenschaft, die Statistik, die Nationalökonomie mit einem Dogma kollidiren können? Wenn ein gläubiger Christ aus Religiosität sich weigert, die Selbstsucht als die einzige wirtschaftliche Tugend, das Recht des Stärkeren und die Berechtigung der Staatsallmacht anzuerkennen, so ist er theoretisch nicht zu widerlegen und dient praktisch der Freiheit. Daß unsere Rechts-

pflge von ihrer Schönheit Etwas einbüßen könnte, wenn sich Katholiken in stärkerem Maße an der Rechtswissenschaft betheiligten, glaubt doch wohl Niemand. Was die Philosophie betrifft, so läßt man ja wohl jeden Kandidaten durchfallen, der die vorhandenen Systeme nicht richtig darzustellen vermag; ein eigenes System zu erfinden, ist zum Glück kein Ordinarius verpflichtet, und daß der katholische Philosoph alle Systeme widerlegt, kann darum nicht schaden, weil ohnehin jeder Philosoph alle seine Vorgänger widerlegt. Die Logik ist der einzige exakte Theil der Philosophie, — und die ist gerade die starke Seite der scholastischen und der jesuitischen Philosophie. In der Psychologie freilich ist vom Erbsündendogma ein ungünstiger Einfluß zu befürchten, aber Das gilt den Lutheranern gegenüber erst recht; sogar Kant hat ein radikal Böses angenommen.

Erschliche Schwierigkeiten ergeben sich nur auf zwei Gebieten. Eine Professur der neueren deutschen Literatur sollte man einem Katholiken nicht einräumen, denn der Gefahr darf man deutsche Jünglinge nicht aussetzen, daß ihnen von unseren Großen Zerrbilder gezeigt werden, wie sie der Vater Baumgarten S. J. gemalt hat. Und die Universalgeschichte vorzutragen, ist ein gläubiger Katholik nicht fähig; er kann aus dem Rahmen der Civitas Dei und der Civitas diaboli, in den Augustinus den Weltlauf eingesprengt hat, nicht heraus. Dagegen sind katholische Dozenten der Partikulargeschichte zur Ergänzung und Berichtigung einseitig protestantischer Darstellungen nicht allein für die katholischen Studenten, sondern auch für die protestantischen geradezu nothwendig. Es ist eben nicht wahr, daß die reine unbefangene Wahrheitliebe (Voraussetzunglosigkeit ist Unsin) in der protestantischen Geschichtswissenschaft allgemein herrsche; es giebt, um nur Eins anzuführen und von der gefährlichen Reformationgeschichte ganz zu schweigen, kleindeutsche Geschichtsbaumeister und Hoshistoriographen. Daß Solchen, zu denen übrigens komischer Weise auch Spahn zu gehören scheint, katholische Historiker großdeutscher Richtung an die Seite treten, muß im Interesse der unparteiischen Wissenschaft dringend gewünscht werden. Hier wird der Konfessionalismus und Antiborussianismus Pflicht, denn die zwei einseitigen Bilder, die von den beiden Parteien gemalt werden, geben erst zusammen das richtige Bild. Und wenn die Regierung den Klügel, der keine Katholiken hineinläßt, durchbricht, so erfüllt sie nicht allein die Pflicht der Gerechtigkeit gegen ihre katholischen Unterthanen, sondern dient auch der Freiheit der Wissenschaft. Wie in der Politik, so wird auch in der Wissenschaft die Freiheit niemals verbürgt durch die Parteien, die den schönen Namen des Himmelsbildes zu ihrem Parteinamen wählen, sondern nur durch eine Vielheit der Parteien, die es jeder einzelnen unmöglich macht, die übrigen zu unterdrücken. Wenn in Straßburg unter siebenzig Professoren nur vier katholische sind, so kann

Das nicht von der katholischen Inferiorität kommen; so arg ist die wirklich nicht. In Breslau sind eine geraume Zeit hindurch Jahr für Jahr die Preisaufgaben der evangelischen theologischen Fakultät von katholischen Theologen gelöst und die Bearbeiter des Preises würdig gefunden worden. Sofern die Inferiorität in dem geringeren Prozentsatz der Studirenden besteht, rührt sie daher, daß die Katholiken durchschnittlich ärmer sind als die Protestanten (während die Juden reicher und daher an den höheren Lehranstalten mit dem höchsten Prozentsatz vertreten sind); daneben aber ist gerade die geringe Aussicht, die sie im Staatsdienst hatten — jetzt scheint es ja damit besser zu werden —, daran schuld. Wenn wenige Juden Philologie studiren, so beweist Das doch nicht, daß die Juden kein Talent für Sprachen hätten, sondern ist nur Folge des Umstandes, daß sie keine Aussicht haben, an Gymnasien angestellt zu werden. Damit will ich nicht leugnen, daß die zur Herrschaft gelangte ultramontane Richtung und die wachsende geistige Absperrung den deutschen Katholiken eine Menge Bildungsquellen verschlossen, ihren Gesichtskreis verengt und dadurch wirklich eine gewisse Inferiorität verschuldet haben.

Im „Vorwärts“ wurde vor ein paar Monaten gegen den Index gewüthet und dabei gesagt: „In einer Zeit, da man im Volke der Dichter und Denker sich ansieht, dem Centrum, der regirenden Partei, zu Liebe die Universitäten zu klerikalifiren, ist es ganz nützlich, daran zu erinnern, wie die katholische Kirche das Recht der Geistesfreiheit handhabt.“ Die Klerikalifirung der Universitäten ist ein Unsinn, über den man achselzuckend hinwegsieht. Was jedoch das Institut des Index anbetrifft, so sind ja die römischen Monsignori zur Beurtheilung deutscher Geistesprodukte ungefähr so befähigt wie berliner Schatzmänner zur Censur von Werken der bildenden und der redenden Künste; aber gegen das Institut selbst ist nichts einzuwenden. Es geht aus dem Triebe der Selbsterhaltung hervor, der jedem Gesellschaftsorganismus innewohnt. Evangelische Pfarrer pflegen ihren Konfirmanden nicht die Lecture von Möhlers Symbolik oder Döllingers Reformationgeschichte zu empfehlen und die Sozialdemokraten legen in ihren Vereinshäusern wahrscheinlich weder die Kölnische Volkszeitung noch den Reichsboten aus. Die päpstliche Indexkongregation thut ganz das Selbe, was der preussische Staat thut, wenn er den deutschen Boccaccio verbietet und alle Schriften, die geeignet sind, in der Masse Zweifel an der Vortrefflichkeit der preussischen Regierung und der preussischen Staatseinrichtungen zu erregen. Nur ein Unterschied besteht: der preussische Staat kann seine Verbote in einem gewissen Maße durchführen; er vernichtet alle verbotenen Druckschriften, deren er habhaft wird, und hält von seinen Kasernen sogar viele nicht verbotene fern; die Indexkongregation dagegen hat keine Exekutivgewalt. Eben deshalb kann sie sich das Vergnügen gestatten, Alles und Jedes auf den Index zu setzen, weil

sie weiß, daß ihr Verbot praktisch werthlos und ein rein akademischer Akt ist, dessen beliebige Ausdehnung ihr nicht schadet. Die Censur des Staates dagegen ist wirksam und daher muß sie sich innerhalb der Grenzen halten, in denen sie durchgesetzt werden kann. Die Regierung würde sehr gern die Hälfte aller modernen Romane, alle sozialdemokratischen und etliche katholische Zeitungen nebst vielen sozialistischen Büchern verbieten, einschließlich derer von Fichte, für den der Herr Reichskanzler ohne jegliche Gefahr öffentlich schwärmen darf, weil er weiß, daß kein Mensch mehr den alten Johann Gottlieb liest. Aber solche Herzenswünsche müssen unbefriedigt bleiben, weil die Regierung zu einer so durchgreifenden Reinigung der Vorrathskammern des *Nutrimentum spiritus* die Macht nicht hat, so daß sie sich durch einen Index vom Umfange des römischen blamiren würde. Wenn man sagt, dem Papst ersetzen Kanzel und Beichtstuhl die Exekutivgewalt, so kennt man die wirklichen Zustände nicht. Die Geistlichen donnern wohl zuweilen gegen die schlechte Presse und warnen davor; aber daß ein Beichtvater fragte, ob der Pönitent Kant oder Hegel oder Rousseau gelesen habe, dürfte schwerlich vorkommen. Mich hat nie ein Beichtvater danach gefragt und ich habe nie an einen Pönitentem solche Fragen gerichtet. Gleich nachdem ich meine erste Kaplanstelle bezogen hatte, habe ich um Dispens vom Indexverbot gebeten, sie umgehend in einem freundlichen Privatschreiben des bischöflichen Offizials erhalten und von dieser Stunde an Alles gelesen, was ich zu lesen Lust hatte. Das katholische Volk würde vom Index gar nichts wissen ohne die protestantische und altkatholische Polemik dagegen. Für den Universitätslehrer versteht sich der Dispens von selbst; das Indexverbot existirt gar nicht für ihn. Er bekommt den Index nicht offiziell zugesandt und ist gar nicht verpflichtet, zu wissen, welche Bücher darin stehen. Erfährt er es zufällig, so kann er ja in einen Gewissenskonflikt gerathen, — wenn er nämlich die Ansichten eines verpönten Autors theilt. Sichtbar werden wird der Konflikt nur in den allersehrsten Fällen, denn dazu gehören zwei Bedingungen: der Mann muß die verpönte Ansicht öffentlich vertreten haben und er muß Priester sein, was außerhalb der theologischen Fakultät fast niemals der Fall ist. Ein Gewissenskonflikt ist ja nun freilich schlimm genug, — für Den, der hineingeräth; aber für die Freiheit der Wissenschaft sind die Gewissenskonflikte weit verhängnisvoller, in die eine der Staatsregierung mißfällige Ueberzeugung verwickelt. Was der Ueberzeugungstreue in einem solchen Falle zu thun hat, ist klar und Harden hat es am Schluß seines Artikels ausgesprochen; die Freiheit ist eben eine Göttin, die gleich den Göttern Epikurs in keinem Kosmos, sondern nur in den Intermundien Raum findet; ins Praktische übersetzt: wer frei sein will, muß auf jedes Amt, auf jedes sichere Brot verzichten.

Milchkrieg.

Im Jahrzehnt 1870 bis 1880 betrug der den märkischen Milchproduzenten vom berliner Milchhandel gezahlte Preis fünfzehn bis sechzehn Pfennige für das Liter frei Berlin. Mit diesem Preis konnte der Produzent gut auskommen, so gut, daß noch kein ernstlicher Widerstand erwuchs, als die verbündeten Händler begannen, den Preis um einen Pfennig, dann um zwei Pfennige herabzudrücken. Aber der Handel blieb dabei nicht stehen, sondern ermäßigte, je nach den Konjunkturen und Futterernten mehr oder weniger gierig, bei neuen Abschläffen den Preis immer wieder um einen Viertel-, halben oder ganzen Pfennig, bis so im Jahre 1899 der Tiefstand von elf Pfennigen frei Berlin erreicht war. Daß inzwischen die Kosten der Milchproduktion durch Steigerung der Futtermittelpreise und der Löhne sich erheblich erhöht hatten, ist bekannt. Zum Vergleich sei hier nur bemerkt, daß die Produzenten, um einen ähnlichen Vortheil zu haben, wie ihn der Preis von fünfzehn Pfennigen vor zwanzig Jahren übrig ließ, heute etwa siebenzehn Pfennige dafür einnehmen müßten.

Der berliner Konsument hat aus der vom Händlerthum bewirkten Preisenkung einen Vortheil nicht gezogen. Zum Beweis dafür kann an die Wissenschaft der berliner Hausfrauen appellirt werden: sie haben in den letzten Jahren genau so, je nach der Stadtgegend, 18 bis 20 Pfennige für das Liter Milch bezahlt wie vor zwanzig Jahren schon. Aber sie sind bei diesem gleich hohen Preise vielfach noch insofern übervortheilt worden, als ein großer Theil der Milchhändler zuletzt nicht mehr Vollmilch, sondern nur Halbmilch lieferte. Das heißt: Milch, die durch Zusatz entsprechender Mengen entrahmter Milch (Magermilch) so weit „verlängert“ worden war, daß der Fettgehalt, der bei unverfälschter Milch zwischen 2,7 und etwa 3,5 schwankt, bis auf 2 Prozent herabgedrückt war. So konnte ein Händler, der Vollmilch mit 3,5 Fett für elf Pfennige vom Bauern kaufte, durch Zusatz eines Drittels Magermilch, die fünf Pfennige kostet, sich eine Milch herstellen, die noch reichlich 2 Prozent Fett hatte, also als Vollmilch für 18 bis 20 Pfennige untergeschoben werden konnte, ihn aber in Folge jener Manipulation nur etwa neun Pfennige kostete. Die Milchcentrale hat im vorigen Sommer in 1800 berliner Milchgeschäften 3660 Milchproben angekauft, von denen sich bei der Untersuchung durch die gerichtlichen Sachverständigen 2912 Proben als in der eben geschilderten Weise verfälscht erwiesen haben. Die Händler haben, als die Milchcentrale diese Thatsache veröffentlichte, fürchtbar gelächert und gedroht, den Leiter der Centrale ob solcher Verleumdung vor den Staatsanwalt zu bringen. Aber obwohl die Bostische Zeitung inzwischen sehr oft an diese Strafanträge sogar unter der Androhung erinnert hat, sie werde, wenn sie

nun nicht bald gestellt würden, schließlich selbst an die Wahrheit der Geschichte glauben, ist Herrn Ring-Düppel bisher leider die Gelegenheit noch nicht geboten worden, dem Rabi sein Entlastungsmaterial unterbreiten zu dürfen.

Der im Jahr 1899 erreichte Preistiefstand veranlaßte endlich die märkischen Milchbauern, unter der Führung des Herrn Ring (der in seiner Wirtschaft keine Milch produziert) zu der „Milchcentrale“ zusammenzutreten, einer Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht, deren alleiniger Zweck ist, den märkischen Milchproduzenten für unverfälschte Vollmilch von nun an einen Preis von 13½ Pfennigen frei Berlin zu sichern. Dieser Preis bringt keinen Gewinn, sondern deckt nur gerade die Selbstkosten. Ich könnte mich für diese Behauptung auf detaillirte Nachweise berufen, die der Professor Howard aus den genau geführten Büchern von 63 Gütern hierüber veröffentlicht hat. Aber ich muß gewärtigen, daß ein „agrarischer“ Professor bei einigen Lesern selbst der „Zukunft“ als nicht ganz vollgiltiger Zeuge angesehen werden möchte. Darum lieber drei auch für solche Richter gewiß einwandfreie Zeugen: Magistrat und Stadtverordnete hiesiger königlichen Haupt- und Residenzstadt, den verstorbenen Bankdirektor von Siemens und die Nationalzeitung.

1. Magistrat und Stadtverordnete von Berlin beschloßen vor fünf Jahren: Angesichts der ungeheuren, auf Hunderttausende sich belaufenden Verluste, die bei den in Berlin geltenden Milchpreisen in der Milchwirtschaft der städtischen Rieselgüter trotz rationellstem Vollerbetrieb unvermeidbar entstehen, wird der Betrieb der Milchwirtschaft gänzlich eingestellt.

In Parenthese: die Milchhändler haben sich, um den „Milchring“ zu brechen, neulich an die Stadtverwaltung mit der Bitte gewandt, auf den berliner Rieselgütern die Milchwirtschaft wieder einzuführen. Zu dieser Petition sagt die Vossische Zeitung: „In der Stadtverordnetenversammlung wird diese Eingabe die wärmste Befürwortung finden. Es ist ja auch ein Umstand schier sondergleichen, daß die Verwaltung der Stadt Berlin durch den Verkauf des Rieselgrases der Milchcentrale die Mittel zu dem Versuch bietet, das Volk Berlins in der Milchfrage auf die Knie zu bringen. Die Milchwirtschaft mag rechnerisch der Stadtverwaltung nicht zuzagen, allein sie hat zu bedenken, daß die Verfechtung prinzipieller Punkte keine kaufmännischen Betrachtungen zuläßt.“ Ist Das nicht allerliebste? Die Verwaltung der vor den Thoren Berlins gelegenen städtischen Güter kann bei den bestehenden Milchpreisen ohne große Verluste nicht produzieren, obgleich gerade diese Güter wegen ihrer Lage dicht neben dem Hauptmarkt und wegen ihres Futterreichtums für die Milchwirtschaft prädestinirt sind. Die Stadt soll aber aus ihrem großen Steuerfack einen Verlust von Hunderttausenden bezahlen, nur, um die Bauern zu zwingen, eine notorisch Verlust bringende Produktion zu Gunsten der berliner Händler aufrecht zu erhalten.

2. Herr Dr. Georg von Siemens veröffentlichte bei Beginn des „Milchkrieges“ die Erklärung: die Buchführung seiner märkischen Wirtschaften beweise, daß man bei besteeingerichtetem Betriebe nicht im Stande sei, die Milch billiger als für 13½ Pfennige nach Berlin zu liefern. Jeder geringere Preis bringe Verlust. Die von der Milchcentrale beanspruchte Theilung: zwei Drittel (13½ Pfennig) dem Bauern, ein Drittel (6½ Pfennig) dem Händler sei eine „faire Theilung“.

3. Eine inhaltlich gleiche Erklärung veröffentlichte zur selben Zeit der bekannte, gut liberale Baurath Böckmann in der Rationalzeitung. Er wies aus den Büchern seiner eigenen Wirtschaften und aus denen befreundeter Landwirthe nach, daß die Differenz zwischen dem bestehenden berliner Milchpreis von elf Pfennigen und der nun von den Bauern erhobenen Forderung von 13½ Pfennig genau dem Verlustbetrage entspreche, der auf den erwähnten Gütern bei der Milchproduktion entstanden ist.

Ich glaube, diese Zeugnisse für das gute Recht der märkischen Bauern werden auch liberalen Lesern genügen. Vielleicht stimmen sie sogar darin mit mir überein, daß es kaum als „fair“ zu betrachten ist, wenn der Händler ein volles Drittel für eine Mühewaltung einstreichen soll, die sich darauf beschränkt, morgens die Milch am Bahnhof in Empfang zu nehmen und sie innerhalb einiger Stunden an die Konsumenten zu vertheilen, während der Produzent ein volles Jahr braucht, um den mit der ersten Pflugfurche und der Düngerfuhre fürs Futterland beginnenden Produktionsprozeß zu Ende zu führen.

Die märkischen Bauern hatten von Anfang an nicht und haben auch heute noch nicht die Absicht, den berliner Milchhandel überhaupt auszuschalten. Die anders lautende Darstellung der Händler ist bewußte Unwahrheit. Die Händler hatten ihre Jahre lang fortgesetzte Preisdrückerei stets mit der „Milchschwemme“ begründet. Im Frühjahr, wenn die Kaltzeit vorüber und das erste kräftige Grünfutter da ist, steigt die Milchproduktion — vorübergehend — erheblich über den normalen Frischmilchverbrauch Berlins. Die Kontrakte lauteten dahin: daß die Händler auch diese überschüssige Produktion abzunehmen haben, die sie natürlich nur unter Verlust (durch Verbuttern u. s. w.) unterbringen konnten. Hierauf fußend, drückten sie den gesammten Jahresdurchschnittspreis in der geschilderten Weise herab. Bei Sachkennern bestand kein Zweifel darüber, daß dieser Verlust, für den ganzen Jahresdurchschnitt berechnet, nur Bruchtheile eines Pfennigs betragen könne, nicht aber so viele ganze Pfennige, wie die Händler mit Berufung darauf im Laufe der Jahre vom Preise abgebrockelt hatten. Der einzelne Produzent war aber gegenüber diesem Gebahren machtlos; er kann nicht die zeitweiligen Produktionsüberschüsse zurückbehalten und zu Hause verwerthen. Das erste und zunächst

einziges Ziel der in der Centrale geschaffenen Organisation der Produzenten war: den berliner Händlern anzubieten, die Milchschwemme dadurch außer Wirkung zu setzen, daß die Centrale sich verpflichtet, sämtliche im Frischmilchkonsum nicht verbrauchte Milch wieder von den Händlern zurückzunehmen und für gemeinschaftliche Rechnung der Bauern in einer berliner Meierei zu verbuttern. So war den Händlern der einzige Grund genommen, den sie bisher mit einigem Anschein von Recht für ihre Preisdrückerei geltend machen konnten; so ergab sich aber auch, daß dieses Motiv nur vorgespiegelt worden war: die Händler erklärten plötzlich, die Milchschwemme sei der Uebel größtes nicht und sie wollen überhaupt nichts mit der Centrale zu thun haben.

Ihre Zuversicht war: einige Bauern giebt's nirgends, am Wenigsten auf märkischem Sande; wo ihrer zwei beisammen sind, werden gewiß drei Meinungen vertreten. Vielleicht wäre diese Händlerpekulation richtig gewesen; aber die Leiter der Centrale haben auch nicht Stroh im Kopf. Jeder Möglichkeit, Uneinigkeit und Fahrenflucht in der Centrale anzustiften, war dadurch vorgebeugt, daß nicht ein loser Verein oder Verband, dem Jeder nach Belieben wieder den Rücken kehren konnte, sondern eine Genossenschaft mit Haftpflicht gegründet worden war. Das hatten die Milchhändler übersehen; umsonst zogen sie nun als Rattensänger mit sabelhaft hohen Preisangeboten durch die märkischen Lande. Erst weit über die märkischen Grenzen hinaus, in Ost- und Westpreußen, Posen, Mecklenburg, Pommern, Hannover fanden sie Zulauf. Und die selben berliner Milchhändler, die sich weigerten, mehr als elf Pfennige für die märkische Milch zu bezahlen, haben seit dem ersten Oktober bis heute fortgesetzt sechzehn, siebzehn, achtzehn Pfennige für den Milchbezug aus anderen Provinzen gegeben. Das war bitter, um so bitterer, als es unnütz verlorenes Vermögen ist, denn das Ziel, den märkischen Bauern niederzuringen und dann die Verluste wieder aus ihm herauszuquetschen, ist nicht erreicht worden. Jetzt steht der Sommer vor der Thür und die kommenden Wärmegrade werden gerade die theuerste, am Weitesten hergeholte Milch zur sauersten machen. Dies Geschäft muß also bald aufhören; und damit wird der „Milchkrieg“ zu Ende sein. Ich meine: auch für die öffentliche Diskussion. Denn in Wirklichkeit haben drei Viertel der Händler ihren Separatfrieden mit der Centrale längst geschlossen: ihr Corpsgeist langt nur dazu noch aus, die öffentlichen Kriegsstänze mitzumachen. Viele von ihnen hatten überhaupt nicht gestrikt, sondern schon seit Beginn des Krieges, seit dem ersten Oktober, ihre Milchmunition vom Milchringe bezogen; sie haben ein schönes Stück Geld dadurch gespart. Andere wurden erst später klug; als vorläufig Leptor hat nun auch Herr Bolle den Friedensvertrag unterzeichnet, genau nach dem Schema der Centrale; die Anderen werden nachfolgen — oder sterben.

Der normale Milchverbrauch Berlins betrug beim Erlaß der „Kriegserklärung“ durchschnittlich täglich 550 000 Liter. Hier von waren vier Fünftel in der Hand der Centrale. Das Kriegsgeschrei der Händler und ihr thatsächlicher Mangel an Munition bewirkte einen Rückgang des Verbrauches um etwa 100 000 Liter. Die Centrale setzte von ihren 400 bis 450 000 Litern anfangs die Hälfte, später zwei Drittel direkt und durch stille Vermittlung der offiziell gegen sie streitenden Händler in den Triinkonsum ab; der Rest wurde verbuttert. Heute ist der direkte Verbrauch bereits auf drei Viertel des Gesamtquantums gestiegen; das Sommerwetter wird durch Abdrängung der weiten Zufuhr auch dem letzten Viertel den Absatz eröffnen. Dann ist das Ziel der Bauern erreicht: 13½ Pfennige dem Produzenten, der Rest, wenns wirklich 6½ Pfennige sein müssen, dem Händler. Damit der Händleranteil aber nicht zu Ungunsten des Konsumenten noch höher werde, wird die Centrale auch nach offizieller Beendigung des „Krieges“ ihre berliner Einrichtungen nicht aufheben, sondern auch künftig hier Vollmilch für achtzehn Pfennige im Laden und zwanzig Pfennige frei Haus anbieten. Sonst würden die Händler für den dem Produzenten nothgedrungen gewährten Preisausschlag sich sehr bald beim Publikum schadlos halten und man würde dann in allen Zeitungen lesen können: O diese habgierigen Agrarier!

Ein Wort noch über die neue Polizei-Verordnung, die, so las mans in der Poffischen Zeitung, die Agrarier „über Berge von Kinderleichen“ zum Siege führen solle.

Bisher durften nach der alten Polizeiverordnung über den berliner Milchhandel verkauft werden: Vollmilch mit wenigstens 2,7 Fett, Halbmilch mit wenigstens 1,5 Fett und Magermilch mit beliebig niedrigem Fettgehalt. Die neue Verordnung beseitigt nun den Handel mit Halbmilch und schafft neben der Vollmilch noch den Begriff „Marktmilch“, die einen Mindestfettgehalt von 2,7 haben muß. Ueber die Wohlthat der Beseitigung der Halbmilch ist kein Wort zu verlieren. Gerade diese bisherige Zulassung öffnete dem Betrug im Milchhandel Thor und Thür. Die vorhin erwähnten 2912 Betrugsfälle sind ausnahmslos solche, in denen den Käufern, die ausdrücklich Vollmilch verlangt und dafür 18 bis 20 Pfennige bezahlt hatten, Halbmilch mit weniger als 2,7 Prozent Fett verabfolgt worden war. Diesem Unfug ist durch das jetzt erfolgte generelle Verbot, solche Milch überhaupt feil zu halten, der Boden entzogen; denn nun kann strafrechtlich eingeschritten werden, wann und wo die kontrollirende Polizei solche Milch bei einem Händler vorfindet. Ein Bedürfniß für die Feilhaltung solcher Mischungen ist offenbar nicht vorhanden; jede Hausfrau kann, wenn sie Halbmilch haben will, diese Mischung sich selbst herstellen.

Anderß stehe ich zu der Einführung der Bezeichnung und des damit

verknüpften Begriffes Marktmilch. Vollmilch ist, wogär, eine „Milch, wie sie von der Kuh kommt“, also Milch, der nichts zugesetzt und von der nichts abgenommen ist. Marktmilch dagegen im Sinn der neuen Polizeiverordnung ist eine Milch, der ein höherer Fettgehalt fortgenommen oder Magermilch zugesetzt sein darf, wenn sie nur immer noch 2,7 Fett (den Mindestfettgehalt unverfälschter Kuhmilch) behalten hat. Hiernach darf also Jemand, der Milch von dem hohen Fettgehalt von 3,5 produziert oder als Händler gekauft hat, entweder 0,8 Fett (zur Verbutterung) abrahmen oder zwanzig Prozent Magermilch zugeben und die so erhaltene Milch als „Marktmilch“ feil halten. Daraus sieht man, daß mit der Beseitigung der Halbmilch doch das Prinzip nicht völlig beseitigt ist; man hat nur den Mindestgehalt von 1,5 auf 2,7 erhöht, ohne die Möglichkeit gänzlich zu beseitigen, daß immerhin Wischmilch verkauft wird. Ich halte Das grundsätzlich für unzulässig und füge, da ich „Agrarier“ bin, für Skeptiker noch gleich hinzu: Diese Vorschrift schädigt auch die Landwirthe. Die einzige Möglichkeit für die Händler, auch im Sommer sich aus fernem Gegenden Milch zu beschaffen, ist durch die Eismilch gegeben. Haltbare und im Geschmack nicht leidende Eismilch läßt sich aber nur herstellen, wenn der stark gekühlten Vollmilch noch extra Milcheis (aus gefrorener Magermilch bestehend) zugesetzt wird. Dieser Milcheiszusatz ist aber nach der vorhin gegebenen Definition nicht bei Vollmilch, sondern nur bei Marktmilch gestattet.

Die Händlerpresse hatte die unwahre Mittheilung verbreitet: die „Marktmilch“ sei auf Betreiben der Milchcentrale in die Verordnung aufgenommen worden. Der Vorstand der Centrale hat hierauf das Protokoll der Sitzung veröffentlicht, in der die Centrale zu dem ihr vorgelegten Entwurf der Verordnung sich gutachtlich zu äußern hatte. Der einstimmig gefaßte Beschluß lautet: „Die Erlaubniß zur Feilhaltung von ‚Marktmilch‘ ist abzulehnen. Die Staatsregierung ist zu bitten, daß der bisherige Begriff der Vollmilch aufrecht erhalten bleibe, der Verkauf nur unverfälschter Kuhmilch gestattet, der Halbmilchverkauf gänzlich untersagt werde.“ Warum nun — abgesehen von der Lüge, die Centrale habe die Einführung der Marktmilch verschuldet — überhaupt das Geschrei der Händler gegen diese neue Verordnung, die, wie das Gesagte beweist, unter Umständen — wegen der Eismilchlieferung — den Landwirthen direkt Schaden kann, in keinem Fall aber ihnen, die ja kontraktlich zur Lieferung von Vollmilch verpflichtet sind, irgendwie nützlich ist?

Ich habe dafür nur die eine Erklärung: auf die Marktmilch schlägt man und den Verlust der Halbmilch meint man. Es ist wirklich ein Schauspiel für Götter: der selbe Handel, dem nachgewiesen ist, daß er in drei Vierteln aller Fälle Halbmilch von weniger als 2,7 Prozent Fett für Vollmilch ausgab, dieser selbe Handel entrüstet sich nun darüber, daß die Polizei die

Mindestgrenze für die neue Art Halbmilch wenigstens von 1,5 auf 2,7 hinaufgerückt hat. Jetzt ruft man alle Mütter auf die Schanzen zur Vertheidigung von Leib und Leben ihrer Kinder gegen diese verruchte Marktmilch, die doch, so viel ich auch selbst an ihr auszusparen habe, immerhin genau doppelt so gut ist wie die von diesen Händlern so lange vertriebene Halbmilch.

Einem Unfug hat die Polizei zum Glück sehr schnell das Ende bereitet. Die Händler hatten sich nicht genirt, die Lüge unter das Publikum zu werfen: die neue Polizeiverordnung verbiete überhaupt den Verkauf unverfälschter Vollmilch und zwinge jeden Händler, die von ihm gepachtete bessere Milch beim Wiederverkauf bis auf den Fettgehalt von 2,7 zu verschneiden. Es fand sich sogar ein bei den berliner Gerichten zugelassener Anwalt, der in öffentlicher Versammlung erklärte: eine solche Verordnung sei einfach ungesetzlich; keinem Menschen dürfe verboten werden, gute, unverfälschte Waare feilzubieten, und man werde daher bei der ersten Konvention das gute Recht ehrlicher Milchhändler bis zur letzten Gerichtsstanz verfolgen. Der Tropf wurde am nächsten Tage schon von seinem verdienten Schicksal ereilt. In der selben Zeitungnummer, die den Bericht über seine Rede brachte, las man die leider unangebracht höfliche Erklärung des Polizeipräsidentens, die diesem Treiben entgegen trat.

Warum die Polizei nicht ganze Arbeit gemacht, sondern neben der Vollmilch nun noch diese Marktmilch zugelassen hat, dafür habe ich keine Erklärung. Immerhin ist es ein erheblicher Fortschritt, daß wenigstens die bisherige thatsächliche „Marktmilch“, dieses Halbgewisch von 1,5 bis 2 Prozent Fett, beseitigt ist. Ganz so hoch wie bisher werden also künftig die Kinderleichenberge in Berlin sich nicht häufen. Edmund Klapper.



Frühling.

Weißt Du:

ich glaub', es geht mit Allen so!

Man wartet und man freut sich wie ein Kind
den ganzen endlos langen Winter,
und wenn es friert oder regnet und schneit
und mitten am Tage trüb wird und Nacht...
man mummelt sich in den Mantel und lacht:
je tiefer die Wege draußen verschnein,
um so früher muß es vorüber sein!

Und wenn es dann ganz leise kommt,
ganz leise mit wieder hellerem Schein . .
wie will man sich darüber freuen!
wie will man auf der Lauer stehn,
um ja das erste Keimchen zu sehn,
das irgendwo sich regt, zu sprießen,
und jauchzend jedes Veilchen grüßen
und selber o! ganz Frühling sein!

Und dann . . .
dann kommt der große Regen,
der immer kommt, vor jeder Erfüllung . .
der Regen, von dem man sagt: o ja!
doch sobald er vorüber, ist es da!

Und so wirds März und wirds April . .
wie sputet man sich, aufzuräumen
in jedem Winkel, um in Ordnung zu sein
und wenn es dann da ist, um Zeit zu haben:
sich zu freuen!

Und eines Morgens wachst Du auf
und stehst und staunst
und traust den eigenen Augen kaum:
als ob ein Wunder wär geschehn,
ist Alles o so grün, so grün
und ringsumher
ein Sprossen und ein Blühen und Glühen,
als ob es schon seit Wochen,
'seth Wochen Frühling, wär'!

Und jenes erste heimliche Werden,
das Du so köstlich Dir geträumt . .
Du hast's nun doch . .
verträumt!

Ich glaube freilich, Das ist immer so . . .
bei jeder Erfüllung, auf die man sich freut!

Caesar Flaischlen.



Achtung vor England.

Der Deutsche ist ein leuzesfroher Gesell und es zieht ihn nach dem sonnigen Süden. In das geschäftige Rißheim jenseits des Kanals, wo angeblich überall der nasse Ruß an den Wänden niedersiedert, wandert der Commis und der Kellner, der Gebildete aber spart seine Groschen für die große Reise seines Lebens nach Italien auf. Auch Solche, die es „dazu haben“, englische Hoteliers zu bezahlen, gehen nicht übers Wasser. Die wiener und berliner Bankiersfrauen spülen ihre Winterfünden in Blankenberghe ab; in Brighton hört man kaum ein deutsches Wort. So kommt es, daß der Deutsche nur seinem Leibblatt die Kenntniß englischen Wesens entnimmt. So kommt es, daß der Engländer sich in unserer öffentlichen Meinung wie in einem Zerrspiegel erblickt. Entweder trifft er auf einen lärmenden Chamberlain-Spudknopf-Besitzer, der von der politischen Persönlichkeit des Kolonialsekretärs vor 1899 nicht die leiseste Ahnung hat, oder aber auf einen weltfremden alten Doktrinarius, der den liberalen englischen cant in kritischer Begeisterung für höchste Offenbarung nimmt. Der Eine schimpft, der Andere schwärmt. Irgendwo aber bei stillen Leuten, die England kennen und seine Geschichte, haust die Wahrheit. Nur rührt sie sich nicht. Sie könnte sich erkälten.

Die Engländer waren Menschenalter lang durch den Aublick verrohnt, den unsere Presse in der Pose des schwachtenden Jünglings bot. Jetzt aber will auf einmal kaum ein Schriftsteller mehr die Brücken sehen, die hinüber und herüber führen. Und es sind deren doch so viele; Gutes und Schlimmes geht über den Kanal ein und aus; der Zusammenhänge giebt es unzählige.

Daß auf deutschen Bühnen Shakespeare häufiger zu Wort kommt als Schiller und Goethe zusammen, belegt mit untrüglichen Zahlen die Repertoirestatistik; kein Fremder hat deutsches Wesen jemals so in seinen Tiefen erfaßt wie Carlyle, der Herold des urdeutschen Gedankens der Organisation; unser modernes Kunsthandwerk hat seine erste Anregung von England empfangen, wo eine reiche Ritterschaft den Stil vornehmer Lebensführung prägt; umgekehrt hat Jan Hagels Matrosengeschmack bei uns die Olympia-Schenkel-Paraden im Tricot aus den music halls von drüben bezogen; der größte Abnehmer und beste Zahler für unsere Exportindustrie ist Großbritannien mit seinen Kolonien; an Drummonds Traktaten verwässern unsere Stillen im Lande ihr handfestes Lutherthum und immer noch ist auf dem Erdenrund England die Vormacht des Protestantismus, im Gegensatz zu den Patres aus dem Lande der reges christianissimi.

Es giebt also doch noch einen gemeinsamen Pulsschlag. Nur sucht

man ihn nicht in der Politik. Das ist der Fehler Derer, die uns von drüben wieder die Hand reichen möchten.

Einst wurden bei uns die liberalen Reize Britannias gepriesen. Mit ängstlich erstorenem Lächeln erinnert sie darum heute wieder den ungetreuen Liebhaber an ihre „freiheitlichen Institutionen“, nach denen die unseren geschaffen seien. Aber zu ihrer Bestärkung muß sie hören, daß wir diesem Märchen längst nicht mehr glauben. Die Freiheit ist nicht durch englisches Beispiel, sondern durch die französische Revolution dem Kontinent begehrenswerth geworden; sie ist uns auch nicht geschenkt, sondern von uns erkämpft; das allgemeine Wahlrecht in Deutschland ist eine Folgerung aus der allgemeinen Wehrepflicht. Das haben die Engländer in unseren „führenden“ liberalen Blättern freilich nicht gelesen. Laut Rösse und Lessings unsäglichen Erben seufzen wir unter dem Militarismus, sehnen wir uns nach lauter Kommerzienrätthen auf der Ministerbank, werden von ein paar Agrariern bis aufs Blut gepeinigt und entrüsten uns bei jedem Pistolenknall und noch einmal extra vor dem Quartalswechsel über den Duellzwang, den allein das glückliche England in seiner ungemeinen Sittsamkeit nicht kenne. Und so glaubt der Better schließlich, Deutschlands Herzenswunsch müsse sein, eine englische Provinz zu werden. Um so unbegreiflicher ist ihm seit zwei Jahren die plötzliche Anglophobie; dahinter, denkt er, kann nur der Doktor Leyds mit seinen Bestechungsgeldern stecken.

Aus der kleinstaatlichen Genesis unseres Liberalismus ist es erklärlich, daß der Spießbürger früher über die „Soldateska“ zu knurren für freiheitlich hielt. In dem jetzigen geschäftsfrohen Zeitalter machen aber überaus freisinnige Leute den Imperialismus mit allem Drum und Dran freudig mit. Wenn die Weltgeschichte zum Kampf um die Futterplätze wird, dann brauchen die Völker Hauer und Klauen. Ohne Kanonen keine „Konzessionen“. Wenn der große Magen des Weltmarktes sich zu stäuben beginnt, dann soll die Armee mit ihren starken Fäusten das Rudeln übernehmen. England ging nach Transvaal nicht, um, wie der Stammtischphilister steif und fest glaubt, dem Ohm Paul seine Goldminen zu nehmen — denn die sind Privateigenthum der Shareholder der ganzen Welt —, sondern, weil Südafrika, dieser riesigste Industriemagen der Zukunft, den drohenden Unterkonsum englischer Waaren ausgleichen soll. Genau die selben Gedankengänge birgt das Hirn unserer von Tag zu Tag loyaleren Händler. Das Gros dieses Liberalismus hat mit dem Militarismus längst seinen Frieden gemacht. Das Geschäft geht so besser. Der Umschwung liegt schon Jahre lang zurück: an der Wende ließ Rickert sich von Caprioi auf die Schulter klopfen. Mit dem Singang gegen den Militarismus erwerben sich die Engländer also keine Freunde mehr bei uns. Bei den Preußen von altem Schrot und Korn

natürlich erst recht nicht. Denn ist das Heer nicht eine Schutztruppe der Exporteure, sondern die geordnete physische Kraft der Nation, auf der im letzten Grunde alles Daseinsrecht des Volkes beruht.

Auch die Duellreinlichkeit Albions zieht nicht. Die deutschen, Duellgegner wissen wohl, daß in England auf ritterlichen Zweikampf die selbe Strafe steht wie auf gewöhnlichen Totschlag. Aber ganz gewiß ist nicht eine absonderlich zarte Moral in Bezug auf das fünfte Gebot daran Schuld. Vornehme Klubs drüben erfreuen sich noch immer an dem bezahlten Gladiatorenspiel des professionellen Boxens; und ein Totschlag dabei wird nur mit milder Haft bestraft, wie auch bei uns der „kommentwäßige“ Waffenzug. Ich zweifle, ob dabei für die Engländer ein erhebliches moralisches Plus bleibt.

Schon unser Begriff vom Staat unterscheidet sich grundsätzlich von dem englischen. Die englische Verfassung, die der jeweilig herrschenden Partei die Rosinen aus dem Kuchen zuweist und dem König nur die Rolle des dekorativen Thürstehers beim Schmaus, bekäme uns übel. Der Staat ist uns mehr als eine bloße Erwerbsgenossenschaft der Privilegirten; er ist uns eine sittliche Instanz, nach Fichte der Erzieher der Menschheit. Daß seine Lenker „königliche“ Beamte sind und „interesselos“, ohne Ansehen der Partei, wirken sollen, ist unser Stolz. Der Briten dagegen hat in seiner Beamtenhierarchie offiziell einen patronage secretary, der die Amterchen an die Freunde der Partei vertheilt, und findet an geschickten geschäftlichen Spekulationen seiner Minister kein Arg; ja, Addison besingt sogar begeistert das ethische Prinzip der Bitternweirtschaft, während wir an dem Schwiegervater des Herrn von Voetticher nie sonderliches Wohlgefallen empfanden. Jeder besitzende Unterthan soll drüben Theilhaber der Firma Staat werden und die Einrichtung der Pfundaktien ermdglicht dem kleinsten Sparer das Mitschwimmen im großen Strom des Geschäftes. Wie in Oesterreich jeder Hausknecht Lotto spielt, hat in England jeder Hausknecht Shares. Wer auf Chamberlain baut, hat Meinung für Dynamitaktien, und wenn ihretwegen den regirenden Bauerlein in Pretoria der Spieß auf die Brust gesetzt wird, so freuen sich daß Hunderttausende. Daher ist es ja auch ein thöricht er Schnickschnack, wenn bei uns behauptet wird, nur Chamberlain, Rhodes, Milner und Genossen tragen die Verantwortung für den Krieg; die Verantwortung trägt das ganze Volk. Das haben die letzten Wahlen mit ihrer riesigen imperialistischen Mehrheit gezeigt. Das zeigt Chamberlains Volksthümllichkeit, zeigt der Sturm gegen Pro-Buren-Versammlungen, zeigt die beherrschende Stellung der Jingo-Presse. Unter den Blättern mit bekannten Namen rudern nur noch „Morning Leader“, „Daily News“, „Manchester Guardian“ dem Strome der öffentlichen Meinung entgegen. Wer schließlich noch an die Stellungnahme der Geistlichen der High Church denkt, kann sich nicht mehr verhehlen: der Krieg ist Herzenssache der ganzen Nation.

Wir Deutschen verstehen keinen Spaß, wenn uns gegenüber an Dinge getastet wird, die wir wirklich „mit ganzem Gemüth“ betreiben. Und umgekehrt sind wir Fremden gegenüber darin stets erst recht taktvoll gewesen. Warum nun der Ingerimm über den Burenkrieg? Um diese Kernfrage kommen wir nicht herum. Ihre Beantwortung soll den Engländern zeigen, welches der einzige Weg ist, auf dem sie die Hochschädigung ihrer Vetteren wieder erwerben können.

Der tiefste Grund der allgemeinen Britenverdammung in Deutschland liegt nicht etwa in der Grausamkeit der Kriegführung. Der Deutsche ist als Soldat — und welcher Deutsche wäre Das nicht? — praktischer Erfolg-anbeter, so sehr er sonst auch zum Doktrinarismus neigt. Er sagt sich mit Recht, daß es im Krieg nicht so sehr darauf ankommt, ob man mild oder hart handelt, sondern darauf, ob man zweckmäßig oder unzweckmäßig verfährt. Durch Härte einen Krieg beenden, ist milder, als durch Milde ihn hinzuziehen. Hätte schneller Erfolg die Art britischen Kriegsbetriebes gerechtfertigt, so wären bis auf kleine Ideologenkreise die Ankläger verstummt. Als nach der Einnahme von Bloemfontein die Freistaaten, auf Roberts' Proklamationen hin, in Massen die Waffen niederlegten, da wich das Interesse an den Buren überraschend schnell kühler Nüchternheit. Den Zeitungen, die von vorn herein, ohne in Angliphobie zu machen, doch auf Grund ihrer Kenntniß englischen Heerwesens prophezeit hatten, die Buren würden nicht überwältigt werden, wurde es im Sommer 1900 unendlich schwer, ihre Leser bei der Stange zu halten; ich spreche da aus eigener Erfahrung. Erst die erneuten Buren Siege im Dezember 1900 ließen die Begeisterung für die Buren und den Zorn gegen die britische „Grausamkeit“ wieder aufflammen. Nur in rein militärischen Krisen, auch wo von einem Einfluß englischer Gattinnen nicht die Rede sein kann, gab man vielfach nach wie vor auf die englischen atrocities sehr wenig; um so schärfer aber wurde die Kritik der englischen Erfolglosigkeit. Diese Mißachtung der englischen Armee wird durch die Erzählungen der aus China heimgekehrten deutschen Soldaten nur noch verstärkt. Beim Zuge des Bataillons Förster gegen Tsekingwan ist nicht umsonst das schnell geprägte Verschen zum geflügelten Worte geworden: „Reidung von dem Shiks: Bom Feinde wissen wir nix!“

Wenn es aber auch die Grausamkeit nicht ist: wo liegen dann die Wurzeln der Angliphobie? Wie kann man sie wieder beseitigen?

Nicht einmal die Erklärung ist stichhaltig, daß es die Sympathie für den Kleinen sei, dem von der Uebermacht Gewalt angethan werde. Der Deutsche würde sich keinen Augenblick beunruhigen, wenn es das Lebensinteresse des Reiches erheischte, eine winzige Nation zu züchtigen. Die Zauberformel, die Alles erheilt, liegt vielmehr in dem einen Worte: der Soldner. Ueberall

regt sich mildeu Grimm gegen die „bezahlten Kerle“ der englischen Armee. Das ist es, was keine apologetische Brochure von Conan Doyle dem Deutschen verreden kann.

Wenn einst die Bauern unserer Altmark bei der Schwedenmacht auf den Elbdeichen ihre Fahne mit der unbeholfen rührenden Inschrift entrollten: „Wir sind Bauern von geringem Gut und dienen unserem gnädigsten Kurfürsten und Herrn mit Gut und Blut!“, so sprach sich darin schon die urdeutsche Auffassung aus, daß man für seine Herzenssache nicht nur mit seinem Gelde, sondern auch mit seiner Person einzutreten habe. Das hat sich bei uns seit 1814 erst recht eingegraben. Und Das ist es auch, was uns so besonnen macht. Ein Volk der allgemeinen Wehrpflicht stürzt sich in unbändiger elementarer Kraft auf den Feind. Aber ehe es sich dazu entschließt, muß es in seinen tiefsten Tiefen empört sein. Kabinettskriege sind da nicht möglich. Kapitalistische Eloquentenkriege eben so wenig. Wir waren einst das kampflustigste Volk der Erde, sind im Kriegshandwerk die Lehrer aller Nationen gewesen und sind es noch jetzt; deutsche Schwerter klirren durch alle Jahrhunderte und durch alle Länder, unter den Mauern von Athen und auf den Hügeln Roms, in der Bluthsonne Spaniens und im Nebel der Irinsinsel, ja, sie schlugen die Schlachten der Engländer jenseits des großen Wassers. Aber heute, nach knapp hundert Jahren der allgemeinen Wehrpflicht, sind wir das eigentliche Friedensvolk Europas, das während der einunddreißig Jahre seiner geballten Kraft noch niemals freventlich gegen fremde Ehre ausgefallen ist. Erst in den siebenziger Jahren folgten Frankreich und Rußland unserem Beispiel, nach ihnen andere Völker; erst im vorigen Jahr hat Holland den Heeresdienst obligatorisch gemacht und bald wird der ganze Kontinent unser System durchgeföhrt haben. Das ist eine weit größere Friedensgarantie als eine noch so weltbürgerliche Verfassung. Einst glaubte man, die Republik sei der Friede. Heute trauen nur noch die freisinnig Vermittelten dem Rattenfängerlied von dem Fortschritt der Menschheit zum Tausendjährigen Friedensreich aus eigener Vervollkommenung. Kriege wird es immer geben. Aber wie auf dem wirtschaftlichen Kriegsschauplatz meist die unorganisierten Arbeiter und nicht die Gewerkschaften die wildesten Stricks beginnen, so sind auch im Völkerteiben die Milizheere und Söldnerarmeen der Republiken und Parlamentsstaaten eine weit größere Gefahr als das Volkshcer einer Monarchie. Eine Regierung, die nicht mit Miethlingen arbeitet, sondern das ganze Volk zur Schlachtbank führen muß, eine Regierung, die weiß, daß im Moment der Mobilmachung eine schwere wirtschaftliche Krise hereinbricht, weil Acker und Werkstatt und Kontor veröden, eine solche Regierung schreckt vor der Verantwortung zurück, die eine Kriegserklärung ihr aufbürdet; es müßte denn sein, daß es sich wirklich um die heiligsten Güter

der Nation oder um die Grundlagen ihres materiellen Daseins handelt. Wenn in Großbritannien jeder Mann im Alter von zwanzig bis zu vierzig Jahren unter die Fahnen müßte, ob er auch Better eines Ministers, Besizer eines Majorates, Großaktionär, Gelehrter, Schiffsrheder, Künstler, Landrichter oder Zeitungschreiber sei, wenn so die ganze Nation ihre Haut zu Marke trüge, statt nur einen Haufen von Prügeljungen (abgesehen von den Volunteers) auszusenden, dann müßten wir, auch wenn wir hundertmal den Krieg für ungerecht hielten, vor dieser überzeugenden Macht nationaler Volkskraft ritterlich den Hut lästern.

Haß oder Liebe kann dem Briten gleichziltig sein. „Dor lach it över!“ Aber die Achtung unter den Völkern darf eine Nation nicht verlieren, muß sie wiedergewinnen, wenn sie sie verloren hat. Wolte Gott, daß die angelsächsischen Bettern sich auf ihr deutsches Blut besännen, in germanischer Wehrhaftigkeit ihr Heil sähen, dem Schwerte sich wieder vermählten, der Knechtschaft des Coupons entrännen! Dann erst könnte man als treu Gespyster wieder sein bekümmert gesenktes Haupt erheben. Dann würde England nicht nur als Kriegsmacht, sondern auch sittlich weit höher gewerthet werden und als Freund so willkommen wie als Feind gefürchtet erscheinen. Wenn es aber aus seinem schleichenden Afrikafieber nicht diese Lehre entnimmt, dann redet Chamberlain seine pangermanischen Gedanken in den Wind. Der Mann ist wirklich Deutschenfreund; er schätzt die deutsche Zuverlässigkeit so hoch, daß er sich sogar in seinem eigenen Haushalt mit deutscher Dienerschaft umgiebt. Aber ihm fehlt jeder Begriff für den tiefen sittlichen Unterschied zwischen Wehrmann und Söldner.

Schon werden Stimmen laut, die die Briten für ein niedergehendes Volk erklären, obgleich es noch gar nicht so lange her ist, daß Graf Gobineau sie die Blüthe arischen Menschenthumes nannte; schon sagt man, es fehle nur noch der Zusammenstoß mit einem Rom, um dieses Karthago der Händler vollends zu entwurzeln. Wohlan: wir erwarten den Gegenbeweis. Das Paradigma in der Weltgeschichte dafür ist vorhanden. In der Nacht zum fünfzehnten Oktober 1806, in der Nacht nach Jena, wurde dem erst sieben- undzwanzigjährigen Friedrich Ludwig Jahn das Haar eisgrau; die selbe seelische Erschütterung rüttelte das ganze Volk wach und die Antwort war die allgemeine Wehrpflicht. Ist der Weg von Colenso bis Tweebosch nicht die eine Nacht werth? Vielleicht hat England jetzt die letzte Gelegenheit, diesen Weg der nationalen Renaissance zu beschreiten, den die Kontinentalmächte längst vor ihm eingeschlagen haben. Ehe es zu spät ist. Ehe die zwölfte Stunde schlägt, wo die „hölzernen Mauern“ Englands versagen, weil das Wasser auch für die Inselvölker jetzt Balken hat.

Darm-Athen.

Das „Dokument deutscher Kunst“ wie die darmstädter Künstler ihre Ausstellung genannt haben, erweist sich beim Schluß der Vorstellung, die einige Monate die Augen der Kulturbedürftigen auf sich zog, als eine unbezahlte Rechnung, deren Kosten, wie es scheint, die Künstler zu tragen haben. Das ist der bittere Humor von der an Ueberraschungen reichen Geschichte; der Humor aller versteckten, aber deshalb nur um so tieferen Konsequenzen. Denn wie Alles außer der ersten Veranlassung in Darmstadt modern war, so ist auch dieser Schluß von zeitgemäßem Gepräge; es war ein schöner, altmodischer Traum, der die Sache ins Scheinleben rief, und es ist ein nackter, vernünftiger Realismus, der sie zu Ende führt.

Wer hätte gegögert, dem Ruf des Fürsten zu folgen, der in großmüthiger Gebelauue beschloß, seine Residenz zu einem Darm-Athen zu machen? Ich möchte wissen, wer eigentlich die erste Idee suggerirte. Sicher kam sie nicht vom Fürsten selbst; er ist dafür zu großmüthig. Ich vermüthe, es war ein Konsortium von Leuten älterer Kunststrichtung, die ganz richtig spekulirten, daß auf diesem ungewöhnlichen Weg eine Anzahl bedenklich moderner Künstler mit Sicherheit kalt zu stellen sei. Merkwürdig, daß man nicht radikaler vorging und nicht noch viel mehr moderne Künstler bestimmte, ihre Penaten nach Darmstadt zu tragen; man konnte so ganz Deutschland entmodernisiren. Die letzten offiziellen Dekrete in Kunstfachen lassen weitere, tiefere Zusammenhänge ahnen. Warum sollte der Bundesrath in diesem einen Punkt uneinig sein? Jedenfalls: es ist erreicht.

Ich sehe Peter Behrens heute noch vor mir, wie er in dem kleinen schweizer Hotelsaal, wo wir uns trafen, dröhnenden Schrittes auf und ab wandelte und von neuem Wäcenatenthum sprach. Fürstencultur, das Heil im Schönheitsegerkranz . . . Du ahnst es nicht . . . Und ich kam mir, wie gewöhnlich, niedrig und gemein vor.

Ich hatte aber doch eine Ahnung; freilich ging sie nicht so weit wie heute die Wirklichkeit. Ich zweifelte an den sachlichen Faktoren, an der praktischen Möglichkeit, aus einem Städtchen ohne Industrie und Handel mit geringen Mitteln eine Stätte gewerblicher Bedeutung zu machen. Denn heutzutage muß so Etwas sehr schnell gehen oder es geht gar nicht. Von all den glücklichen Umständen, die früher, als man zu solchen Entwicklungen noch Zeit hatte, mitwirkten, schien diesmal einer außer Frage: der gute Wille des Fürsten; man hatte seit hundert Jahren wieder einmal einen Wäcen. Das war viel. Ich gestehe, daß ich gern dabei gewesen wäre. So pessimistisch vornehm ist Keiner, der ein Bißchen Künstlerblut in den Adern hat, daß er nicht an gewisse Hoffnungen glaubte, die durch so persönliche

Momente gefestigt sind; sie gehören zu den Spekulationen der Seele, bei denen man versucht ist, jedes andere Erfahrungsmaß außer Beachtung zu lassen; man weiß nicht, warum; wohl, weil die Gründe, die solche Hoffnungen zu Utopien machen, ferner liegen und nicht mit jener Schärfe entscheiden, die anderen Befehlen der Logik eigenthümlich sind. Santos-Dumont ist kein starrer, wissenschaftlicher Geist, sondern Etwas wie ein Max Nordau der Technik, sonst würde er nicht mit seinen Mitteln, die prinzipiell verkehrt sind, die Lösung des Problems der Ballonlenkbarkeit versuchen. Seine Erfolge verhüllen nicht die Thatsache, daß er auf falschem Wege ist. Das sind Trugschlüsse von materieller Art; vor ihnen kann man sich schützen. Das ästhetische Gebiet enthält viel glänzendere Versuchungen und die logische Vorherbestimmung ist schwer, weil hier immer tausend Imponderabilien mitspielen. Mit absolutester Sicherheit war voraus zu berechnen, daß die Alhenaallee im Thiergarten sehr häßlich sein würde; es war mathematisch nicht anders möglich, auch wenn andere Kräfte, auch wenn die allerbesten mitgethan hätten, weil unsere Kunst für solche Wirkungen nicht geschaffen ist, — wenn überhaupt je eine künstlerische Realisirung solcher Pläne gedacht werden kann. Hier war es ein ähnlicher, fast mathematischer Irrthum wie bei Santos-Dumont; und die Erfolge, die der Patriotismus dabei errungen hat, dürfen nicht über die ästhetische Thatsache wegtäuschen.

In Darm-Athen lag die Sache komplizirter. Warum sollte heute kein Mäcen im Sinn des guten Behrens möglich sein? Gerade weil man so viel Häßliches durch fürstlichen Eigenwillen entstehen sieht, liegt der Schluß nah, auch Werthvolles könne einmal aus solchem Wollen hervorgehen. Aber es ist schließlich immer nur wieder der selbe Mangel an logischer Schärfe, der so denkt; ganz wie bei Santos-Dumont.

Nein: es kann heute keine guten Mäcene mehr geben, wie es keine guten Feen mehr giebt. Und es ist gut so. Die selbe Entwicklung, die uns der künstlerischen Wohlthaten eines Medicäerthumes beraubt hat, hat uns von sehr viel unangenehmeren Dingen der selben Quelle befreit, deren peinliche Wichtigkeit heute ganz anders empfunden würde als damals, wo sich ihre Klauen des künstlerischen Faltenwurfs bedienten. Und das Werthwürdige an diesen vergangenen Mäcenen war nicht die Seltenheit ihres künstlerischen Geschmacks; sie standen in ästhetischer Hinsicht schwerlich höher über dem Durchschnitt als heute unsere heutigen. Sie konnten, wie jener schnurrige Ungar beim Flossfang, nicht daneben greifen, sie fanden immer, weil sie nicht zu suchen brauchten. Es hilft nun einmal nichts: die bessere künstlerische Leistung ist heute nicht nur ihrem Grade, sondern ihrer ganzen Art nach Ausnahme und entspringt persönlichen Impulsen, die durchaus nicht in der Masse wurzeln, ja, von den Instinkten der Masse als entgegengesetzt und — fast muß man

sagen: oft mit Recht — als feindlich empfunden werden. Die Völker haben heute, gerade heute, ganz Anderes zu thun, als sich mit der Kunst, sei sie nun angewandt oder abstrakt, bewußt auseinanderzusetzen. Bei der abstrakten Kunst springt es in die Augen; ein Volk, das vom Verständnis für unsere vornehmsten Kunstblüthen, sagen wir: für Whistler, Degas, Liebermann, ganz durchdrungen wäre, müßte dem Verfall nah sein. Diese Situation mag wohl einmal hier oder da die nackte Annäherung zwischen Fürst und Künstler gestatten, niemals aber die friedliche Auseinandersetzung der Beide begleitenden Nebenfaktoren, ohne die sich in Kulturländern nicht mehr die Persönlichkeit, und sei sie auch noch so allein, denken läßt. Ein hochentwickeltes Mäcenatenthum, wie es sich die Darmstädter dachten, wäre heute nur bei einem ganz unentwickelten Volke, etwa in Rußland oder Afghanistan, möglich.

Denken kann man sich zur Noth, daß ein Monarch heute seinen Willen durchsetzt und Skulpturen oder Bilder von der Masse unverständener werthvoller Künstler erwirbt; er stellt oder hängt sie in seine Privatgemächer. Man kann sich allerlei pathologische Phänomene und so auch einen jungen Kaiser vorstellen, der vor zwanzig Jahren Böklin oder Liebermann gekauft hätte. Schon dazu gehört viel Phantasie; aber es ist ganz beträchtlich leichter denkbar als das Vorgehen eines Monarchen auf gewerblichem Gebiet in so weithin sichtbarer Weise, wie es in Darmstadt provoziert wurde. Auch wenn es sich bei dem Vorgehen nur um eine geringe Spanne Zeit handelt, auch wenn heute schon sicher ist — was ich im Hinblick auf Christiansen schon im Voraus herzlich und nachdrücklich bedauere —, daß die Masse ähnliche Formen, wie man sie in Darmstadt zu sehen bekam, binnen Kurzem als etwas höchst Gewöhnliches, höchst Natürliches und höchst Anständiges betrachten wird. Es ist weniger die Sache selbst als der Widerstand der Masse gegen ungewohnte Symptome und hat Etwas von der Abneigung eines Bundesstaates, die Briefmarken eines anderen anzunehmen. Gut situierte Fürsten können einander heute bekriegen, sie können ihre Kolonien plündern oder ihre Länder übersteuern. Das sind bis zu einem gewissen Grade vom Brauch geheiligte Eigenthümlichkeiten. Aber heute soll mal einem Fürsten einfallen, einen neuen Hofenschnitt ganz aus eigener Machtvollkommenheit zu verfügen! Der auf diesem Gebiet verdienteste Fürst, der König von England, hat seine unbestrittenen Erfolge doch nur in einem beschränkten Ressort der Toilette errungen. Seine glänzendste Leistung war die zehn Jahre lang mit Gesetzeskraft geltende Sitte, den letzten Knopf der Weste offen zu lassen. Gewiß nichts Geringses, da ja feststeht, daß diese That einzig und allein seiner Initiative entsprang; aber man vergesse nicht, daß er sich auch darin auf eine Art Tradition stützte und es so machte wie die Pompadour bei der Einführung der Sitte, den Fisch mit der Gabel zu essen, oder ein anderer Mäcen bei

der Schöpfung des Schnupftuches: scheinbar unabsichtlich, zufällig, scheinbar, ohne sich was dabei zu denken. Und dann vergesse man nicht: es war der Prinz von Wales, der überhaupt originell war, nicht der König von England, nicht der Regent*). Ist es etwa Zufall, daß jetzt alle Männer besserer Stände die Weste wieder geschlossen tragen? Hätte der Großherzog scheinbar aus Versehen die Villenkolonie auf der Rathildenhöhe geschaffen, hätte man darin eine jener von dem biographischen Gefühl der Masse so verehrten charmanten Unabsichtlichkeiten ahnen können, so wäre vermuthlich ganz Hessen im Stil Christiansens umgebaut worden. Et encore!

Das Alles konnte man sich schon am ersten Tag der Ausstellung sagen. Ich sehe noch den General, der so entseztlich bei der Feierlichkeit schnauzte, dem die innere Wuth mehr noch als sein Fett den Schweiß aus allen Poren trieb. Und die Generalin, eine nicht minder dicke Generalin, die achtungsvoll den freundlichen Blicken des Märens folgte, der eigenmündig die Vortheile der Schöpfungen Christiansens erklärte, und die jungen Herren Lieutenants und die älteren Herren Räte, diese ganze wohlgefügte, verbindlich lächelnde Sippe . . . Es ging einen Tag, den Tag der Eröffnung, der offiziellen Feierlichkeit, an die sie gewöhnt sind und die sie hochhalten, ob es sich nun um die Einweihung eines Bismarckdenkmals oder einen Trinkspruch auf einen Nameludenprinzen handelt. Sie waren natürlich nicht so ordinär, an dem schönen Sonntag dem lieben, armen Fürsten vor allen Leuten ins Gesicht zu lachen. Sie haben überhaupt nicht gelacht, sondern ihr Werk sitzend und schweigend verrichtet. Ibsen, Goga, Thomas Theodor Heine! Keiner von Euch hat die kompakte Majorität, diese schwarze Masse auf der Brust des Erstickenen, dieses Ewig-Lächerliche so kompakt, so schwarz, so lächerlich gesehen wie ich an jenem goldenen Vormittag in Darmstadt.

Wenn Leute wie Behrens, Olbrich, Christiansen, um nur diese Drei zu erwähnen, Künstler, über deren Werth hier nicht gestritten werden soll, ihre recht ersprießliche Erwerbssphäre in München, Wien und Paris aufgeben, um nach einem unbedeutenden Provinzstädtchen zu ziehen, so thun sie in der Hoffnung, dort mindestens einen gewissen materiellen Erfolg zu finden. Sie wurden Professoren und erhielten einen bescheidenen Jahreslohn. Damit konnten sie leidlich zufrieden sein. Der geschätzte Titel erhöhte die Verkauflichkeit ihres Signums, nichts hinderte sie, nach wie vor ihre Modelle zu machen und zu verkaufen; ihre Gage war eine Art Wohnungentschädigung. Das Abkommen war mit der Privatschatulle des Großherzogs getroffen . . . Künstler, hütet Euch vor der Privatschatulle! Die Zeit der mit Brillanten

*) Man halte mir nicht das naheliegende deutsche Beispiel des senkrecht in die Höhe gebrannten Schnurrbarts entgegen, das in dieser Ausdehnung nur durch militärische Suggestion möglich wurde.

befestigten Schnupstabsdosen ist vorüber. Man schnupft heute nicht mehr so gebiegen. Die Geseiten haben sich geändert; die Klure ist immer noch die selbe, aber der Effekt ist anders. Der Inhaber der Schatulle ist ein schwer definirbarer Privatmann. Schließe Kontrakte, schöne, regelrechte Kontrakte mit dem Staat! Den könnt Ihr verklagen. Alles Andere ist Unsinn.

Im Anfang ging Alles gut. Man lebte vergnügt und in Unfrieden, wie sich unter Künstlern gehört. Da entsteht eines Tages das Projekt der Häuser-Ausstellung. Es war eine außerordentlich suggestive und in jeder Hinsicht werthvolle Idee. Künstlern braucht man nicht lange zuzurathen, wenn es gilt, Flächen zu bemalen, zu behauen oder zu behauen. Je mehr, desto lieber. Man hätte sie auch ohne Mühe dazu gebracht, sich eine eigene Kathedrale zu bauen. Der Platz wurde ja gepumpt und der Platz ist auch in Darmstadt schon der halbe Weg zu einem Hausbau. Dagegen pflegen die anderen Ausgaben dem Bauherrn bekanntlich stets die rührendsten Ueberraschungen zu bringen. Diese hatten hier besonders pikanten Reiz, da sich in den Künstlern neben den mannichfachsten Thätigkeitsstrieben auch die widerstrebendsten materiellen Impulse wohl oder übel vereinen mußten, Impulse, die, wie die Erfahrung lehrt, nur durch eine wohlthätige Arbeitstheilung zu ihrem Recht kommen. Bauherr, Baumeister, Künstler und Aussteller in einer Person: Das ist zu viel für ein Portemonnaie; der Erfolg war natürlich eine Tragödie. Statt 50 bis 60000 Mark, was mir für ein vor den Thoren Darmstadts gelegenes Wohnhaus schon ganz respektabel erscheint, kosteten manche Häuser das Drei- und Vierfache. Die Schatulle sah zu. Die Ausstellung regt ein halbes Hundert Schriftsteller jeder Gattung zu interessanten Abhandlungen in einem halben Hundert illustrirter Zeitschriften an, alle Fachleute sind voll von der Ausstellung, aber die Portemonnoies der Aussteller werden immer leerer. Die berühmten Aufträge, die in riesigen schattenhaften Umriffen das Unterbewußtsein der Künstler bevölkert hatten, bleiben, wo sie sind, und in den Seelen der Frohgemuthen dämmert die Ahnung eines Riesenreinfalls. Wenn sie wenigstens die Häuser selbst bewohnen könnten! Aber erstens beginnen jetzt sich Symptome zu zeigen, die den Künstlern die Reize eines bleibenden Aufenthaltes in Darmstadt in zweifelhaftem Licht erscheinen lassen, und dann sind die Häuser mit allen Chicänen ausgestattet und erfordern eine zahlreiche Dienerschaft, einen Haushalt, der eine recht behagliche Wohlhabenheit voraussetzt. Das Fazit: die Künstler sind glückliche Besizer von Häusern, die sie nicht bewohnen können und die etwa die Hälfte des Werthes ihrer Baarauslagen darstellen. Sie schulden der Schatulle hübsche runde Sämmlen für die Baupläne. Behrens hat, glaube ich, 18000 Mark dafür zu bezahlen. Und nun verschwindet plötzlich die Schatulle. Die Angelegenheit wird vom Staat übernommen, der sie zunächst einmal „ordnet“, sich nach den Kon-

traften erkundigt und dann ein langes Gesicht zieht; die Künstler machen freilich noch längere. Da die vereinbarten Jahre zu Ende gehen, werden die Künstler nüchtern und eindringlich gefragt, was sie jetzt zu beginnen gedächten.

So steht die Sache. Juristisch genommen, ist nichts dagegen zu sagen. Warum bauen sich die thörichten Künstler Häuser, die sie nicht verkaufen können? Kein Mensch hat sie dazu gezwungen. Natürlich reiben sie sich heute die Stirn und wundern sich, wie das Alles so gekommen, und finden, daß sie fürchtbar dumm waren, daß sehr ungerecht ist, was ihnen widerfährt, und wo denn nun eigentlich der Mäcen bleibe. Der aber ist mit anderen Dingen beschäftigt und bedauert. Natürlich sind sie selbst schuld; wie alle rechten Künstler, haben sie nicht zusammengehalten. Während der Eine dem Fürsten Dies oder Jenes erzählte, schrieb der Andere ihm just das Gegentheil. Ein Dritter versucht, die Kollegen zu einer Palastrevolution zu reizen, läuft aber gleichzeitig zum Fürsten und schwört ihm, er sei nur nach Darmstadt gekommen, um sich mit Seiner Königlichen Hoheit über die Ziele modernen Gewerbes zu unterhalten. . . Sentimentale Leute meinen, der Fürst hätte nicht anfangen dürfen; habe er A gesagt, so müsse er auch B sagen. Künstler seien unverantwortliche und in geschäftlichen Dingen unmündige Kinder, denen man keine materiellen Interessen anvertrauen dürfe, nicht mal ihre eigenen. Für diese Leute ist der Fürst immer noch der Mann mit dem langen Bart und der schönen Krone, der eine ewig gefüllte Schnupftabakdose in der Hand hält.

Ich bin nicht dieser Ansicht und finde, daß die darmstädter Poffe von großem Segen für die Menschheit ist. Ein guter Mäcen kann uns nicht für zehn andere entschädigen; darum lieber überhaupt keine. Steh auf Deinen eigenen Beinen und sieh Dich um! Heute haben die Fürsten gerade so ihre rein geschäftlichen Interessen wie jeder Bierbrauer oder Handschuhwaarenfabrikant und sollen sie haben. Und Künstlern ist mit der besten Begabung nicht geholfen, wenn sie sich in geschäftliche Dinge mischen, ohne Etwas davon zu verstehen. Ich glaube, daß einen Augenblick das künstlerische Interesse beim Mäcen so groß war, wie es bei heutigen Mäcen überhaupt sein kann. Aber tout passe, tout lasse. Jetzt hört ich, daß man das darmstädter Theater umbauen will und dafür 800 000 Mark auswirft, von denen 300 000 Mark von der Schatzkammer bezahlt werden; und dieser Bau soll nicht Olbrich, nicht Behrens, keinem der Darmstädter, sondern einer beliebigen Routinierfirma übertragen werden. Das ist ein Bißchen hart, aber gesund; denn es reinigt. Ich sehe noch die Vorstellung am Eröffnungstage in dem modernen Künstlertheater, mit der modernen Bühne, der modernen Spielerei und dem gänzlich unmodernen Publikum. Der Fürst saß ernst und schaute und alle Anderen saßen ernst und schauten, betrachteten feierlich und verständnißvoll den gänzlich unverständlichen Vorgang auf der Bühne. Mir

war angst und bang. Heute ist mir wieder wohl; es giebt keine Gespenster, keine vierte Dimension, auch keine Kunst mehr, die für Fürsten da ist; und noch weniger ein Gewerbe. Es wäre die wunderbarlichste Ironie, wenn unsere gewerbliche Renaissance von Récenen gefördert werden könnte; dafür ist sie zu bürgerlich. Sie bricht ja gerade mit Dem, was an Fürstenthöfen gemacht wurde, und ist eine der vielen wesentlich sozialen Evolutionen unserer aufstrebenden Zeit, — und sicher nicht die unbedeutendste.

Die Schatullen werden kommen, wenn erst das liebe Volk will. Ich sehe schon alle Throne Europas mit Christiansens Linien und Farben geschmückt. Heute geht es nicht mehr von oben, sondern von unten; und darüber sollten wir Alle uns freuen.

Paris.

Julius Meier-Graefe.



Glossen.

Suldigt man nicht noch heute vielfach der Ansicht, daß die Deutschen als Essayisten und Feuilletonisten nicht eben den ersten Platz in der Weltliteratur einnehmen? Diese Ansicht hat unter den Deutschen selbst jedenfalls die meisten Anhänger; im Grunde eine stolze Selbstwürdigung. Man hielt und hält diese und verwandte Schriftgattungen nicht für ersten Ranges; nicht für geeignet, die Seele eines tiefen, schöpferischen, schatzgräberischen Geistes aufzunehmen. Die Handvoll Schriftsteller, die als Essayisten und Feuilletonisten Ausgezeichnetes geleistet haben, sind auf Umwegen in diese von den Zünftigen aller Berichtsgrade mit kaum verhüllter Verachtung behandelte Literatur gelangt; und so stark lastete diese Beringschätzung auf ihnen, daß sie selbst nur resignirt, nur als Enttäuschte, wie mit einem heimlichen Weid auf die Erfolge erstbesten Lindenblüthenlyriker im Herzen, sich gefallen ließen, was sie als Afterruhm empfinden mußten. Und die Stärksten unter ihnen (ich denke an Die um und nach Wilhelm Scherer), sprudelnde Virtuosenstemperamente, deren Begabung in der Bildkraft der Sprache, im anregenden Vermittlerthum, in phantasievoller Kombinationthätigkeit liegt und die nur schwer zur Andacht vor dem Detail sich zu erziehen vermögen, die aller Wissenschaft Anfang ist, sie wurden unter diesem lähmenden Druck der öffentlichen Schätzung verführt, ihre natürlichen Reigungen zu überwinden und zur Buchform zu greifen, die ganz zu erfüllen, die Plastik ihres Denkens wieder nicht ausreicht. Anders ist's bei Franzosen und Engländern. Die Franzosen pflegten sogar seit Jahrhunderten mit zärtlichster Liebe den Aphorismus, die auf die kürzeste, zierlichste, bündigste Formel gebrachte persönliche Ueberzeugung, den mit dem ganzen Nebel einer momentanen Stimmung oder Laune behafteten Einfall, und wandten ihren Maximenschreibern, ihren in Ponsées und Apercus sich ausgebenden „kleinen Moralisten“ Kränze. La Rochefoucauld,

Pascal, Chamfort, Bauvengarnes sind Klassiker geworden; bei den Deutschen scheint dagegen der angebotene Gang zur Gründlichkeit, zur gewissenhaften Erörterung der Gedanken, zur Kontrolle des Temperamentes durch die logische Zucht die Scheu erzeugt zu haben, philosophische, wissenschaftliche und kritisch-literarische Probleme irgendwie anders als lehrhaft, umständlich, polemisirend (oder denunzirend?) und demonstrierend, kurz: sachgemäß zu behandeln. Die persönliche Färbung des Ausdruckes, dort berechtigt, wo die Einsicht noch nicht endgültig ist oder endgültig nie werden kann, ist verpönt und macht verdächtig. Persönlich zu werden, ist höchstens Dem erlaubt, der den Beweis seiner literarischen Kompetenz durch eine umständliche Leistung erbracht hat. Aber wir werden für unsere Tugenden bestraft: der Bücher werden immer mehr und sie werden nicht besser. Und doch wird das Vorurtheil gegen den Essay, das Feuilleton und den Aphorismus nur langsam lockerer; gelehrte Zettelsäcke, die nie ein Gedanke entzündet, verschreien sie immerfort als Bastarde. Besonders schwer hat Nietzsche, vielleicht der größte Aphorismenschreiber aller Zeiten und Völker, unter diesem Vorurtheil zu leiden. Der Aphorismus gilt noch wie vor als Ayl für die literarische Ohnmacht, was freilich oft zutrifft. An den Essay hingegen hat man sich allmählich doch gewöhnt; allein schon die Quantität der Leistung, die berechenbare Zeitmenge Geduld, Ausdauer, Sittfleisch veröhnt. Auch haben herrliche Leistungen seiner Anerkennung vorgearbeitet, ihn legitimirt: die Essays von Herman Grimm, die Aufsätze von Wilhelm Scherer, F. Th. Vischer, Karl Hillebrand, Heinrich von Treitschke (der sich nur leider als zur Wissenschaft gehörig betrachtete), Eduard Hanslick, Richard Muther und noch so manchen tüchtig Schaffenden rechne ich hierher. Immerhin blieb — oft genug wurde man daran erinnert — der Essay eben nur geduldet; doch erlaubte sich, was in den Inquisitionsrichtern der Literatur (wie Goethe sie nannte) an Groll gegen ihn sich anhäuften, zeitgemäßer gegen seine Zwillingsschwester, das Feuilleton.

Run: angesichts des ganz auffälligen Reichthumes an Essay-Sammlungen, die in den letzten Jahren den Büchermarkt überfluthen und unter allerhand gesuchten, grazids verschändelten Namen die Aufmerksamkeit zu fesseln suchen, müßte man von einem bemerkenswerthen Wandel im literarischen Geschmack der Deutschen sprechen dürfen. Soll mans glauben? Sind wir weltmännischer geworden? Ist das Raffinement der Kultur bei uns so gestiegen, daß wir dem Ernst, der Tiefe (der guten Absicht nach!), der Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, Allem also, was wir als deutsche Tugenden zu verehren gewohnt sind, die Grazien des Ausdruckes vorziehen? Daß diese uns mehr locken als der Sinn der Sache? Ich spreche hier nicht von den Sammlungen wissenschaftlicher Aufsätze und Vorträge, durch die die Gelehrten aller Disziplinen die Ergebnisse ihrer Forschungen einem größeren, nicht durchaus sachmännisch gebildeten Publikum näher bringen wollen; also nicht von den bekannten und populären Arbeiten der Helmholz, Raab, Keller, Wundt, Windelband, Wilamowitz-Wöllendorf, Curtius und anderer Professoren. Belehrung ist dieser Gelehrten Endzweck. Die künstlerische Wirkung des Vortrages mag sich als ungewollter Nebeneffekt ab und zu einstellen; aber sie ist nicht beabsichtigt, ist zufällig. Unsere neuesten Essay-Sammler aber sind Artisten. Ihre Sammlungen sind auf unsere Gemüthsbedürfnisse berechnet. Die Kritiker, Rezensenten, Referenten, Ausrufer, Zeit-

artikler, Börjengrachen, die Schmucks jeder Gattung und beiderlei Geschlechts, für Alle, die bisher mit vielem Fleiß und „nicht ohne Talent“ sich, ihre Familien und obendrein noch ihre Verleger ernährt haben, sie, die doch täglich, stündlich beinahe Gelegenheit haben, ihr überfließendes Herz in die Kanäle der öffentlichen Meinungen ausströmen zu lassen, die ihrer Machinstrikte in den Be- und Verurtheilungen der gesammten literarischen und künstlerischen Produktion des Landes sich entäußern können, die ihrer Lust, zu fabuliren, einen unerhört weiten Spielraum gewähren dürfen, — sie fühlen sich trotzdem unbefriedigt, wohl, weil sie das Zutrauen hegen, in jedem Augenblick Ewigkeitwerthe zu prägen, und können dem bescheidenen Drang nicht widerstehen, ihre Würdigungen zu sammeln und mit ihren Sammlungen die deutsche Literatur zu beschenken. Schmock beschenkt die arme deutsche Literatur: Das ist, scheint es, das Neueste. Und wenn Papier, Typen, Zierleisten, Vignetten, Zinalstücke, Vorsatzblätter, Einbandzeichnung, kurz: der künstlerische Zubehör modernen Buchdruckes und Buchschmuckes den Literaturwerth des Werkes bestimmen, dem er dient, dann dürfen wir zu der neuesten „Evolution“ des deutschen Schriftthums uns beglückwünschen. So eine Feuilletonsammlung präsentiert sich nicht selten mit der ganzen Ausstattung eines modernen Kunstwerkes; aber oft hält ein wirklich geschmackvoller Einband den dürren Leib Schmocks ein. Wunderlich geträufelte Linien umschlingen auf dem Titelblatt seinen Namen; und vor dem ins Bedeutsame gesteigerten Sammlertitel der Sammlung, den goldene Lettern auf buntfarbigem Hintergrunde verkünden, mag ihn selbst das Gefühl seiner Kulturnothwendigkeit durchschauern. Dann wird das Buch besprochen, gewürdigt . . . Aber man erspare mir das Weitere; es ist zu schmerzlich.

Man könnte sagen: dieses von Ungeschmack triefende Literaturgeschwätz sei in seiner Richtigkeit so greifbar, besonders die großhuerischen, Schmocks philosophische Schmerzen sub specio eines hinter ihm orakelnden Modegötzen ausladenden Vorredes seien in ihrer Hohlheit so durchsichtig, daß Dem Nicht geistige, der davon sich verlocken lasse. Man könnte einwenden, daß literarisch sein wollende Künstler in bedrohlichem Umfange der Mode huldigen, ihre verstreuten, ganz ohne ideellen Zusammenhang entstandenen Aufsätze und Abhandlungen bei Gelegenheit irgend einer Tages-, Jahres- oder Jahrhundertwende als Weltanschauungsproben der Mitwelt aufzubringen suchen und diesem Unfug eben so wenig gesteuert werde. Das ist nun freilich schlimm genug. Aber ein Unfug hebt den anderen nicht auf; und der von den Professoren verübt ist der harmlosere, da trotz aller Stilaffektation, trotz aller Espritfucht, um den „Essay“ künstlerisch auszapfen, die in langer Arbeit erworbene Denkwucht meist vor völlig nutzlosem Gerede behütet; meist wird doch wenigstens geklärt: nicht nur behauptet, sondern bewiesen, zu beweisen gesucht; und fast immer wird ein reeller Denkwert verfolgt. Mit dem Essay als Kunstwerk mit eigenen Stilgesetzen, wie er sich unter den Händen der Meister, von Montaigne und Bacon bis herab zu Emerson, Carlyle, Macaulay, Sainte-Beuve und Herman Grimm gestaltet hat, ist es freilich so gut wie nichts; dazu fehlt der Betrachtung alles Freilicht, aller schöne Wagemuth der Skepsis, alle Freude an den „Abenteuern der Erkenntniß“ oder in Fällen, wo diese Gaben vorhanden sind, der an Gelehrte gebundene, durch künstlerischen Geschmack vor Ueberchwang bewahrte Gebrauch

der Phantasie. Aber ist darum die Kunst des Essay- und Feuilletonschreibens bei unseren Kritikern und Journalisten besser aufgehoben? Ich meine jene Kunst, die Anspruch auf dauerndere Geltung und ein Recht hat, mit der Augenblickswirkung sich nicht zufrieden zu geben? Selbst die vielen Talente, die unter ihnen sich regen und, wenn auch meist nach berühmten Mustern, anregend, wichtig, geistreich, urtheilsfähig und zu urtheilen berufen sind, vermögen sich dem Essay oder Feuilleton als Kunstwerk doch nur von fern zu nähern, weil ihnen die auf eigenem Grunde ruhende Persönlichkeit, weil ihnen die reizvolle, auf Andere übergreifende Impressionabilität, das echte, auch ins Kleinste und Nebenächlichste übergreifende Denker- und Dichtertum abgeht. Wenn sie sich aufs fleißige Beobachten und Berichten beschränken, sich vor den Fallstricken billiger Paradoxie in Acht nehmen, dem Selbsterlebten kritisch Erhörtes und umsichtig Erlesenes beimengen und ihren Stil nachträglich von den vielen unschönen, unkrassen Zuthaten säubern, die der so oft in Angst und Noth und Gewissenspein vollbrachten Tageschriftstellerei nothwendig anhaften, dann dürfen sie sich „sammeln“; dann kommen so brauchbare, so lezenswerthe, weil belehrende Werke wie Goldmanns Chinabuch oder Gustav Jr. Steffens' Buch über England als Weltmacht und Kulturstaat zu Stande. Aber, wie gesagt, verhältnißmäßige Dauer kommt solchen Büchern doch auch nur wegen ihres lehrhaftesten Kernes zu; die Subjektivität ihrer Verfasser, interessant genug, einem ihrer Feuilletons eine seltene Augenblickswirkung zu sichern, reicht zu mehr nicht aus. Wer dieses Mehr will, muß es auch können; muß die Macht und Breite der Seele haben, winzige Erlebnisse, Theater- und Bilderemotionen zu vergeistigen, zu vertiefen, zu verallgemeinern, an allgemeine Einsichten zu knüpfen; mit Goethe zu reden: auf das Niveau der ewigen Existenz zu heben. Und Die es konnten, die Lessing, Diderot und Sainte Beuve, deren Seele hatte Schicksal, hatte Weisheit. Kann aber jeder Schmod Solches von sich sagen?

* * *

Ich sprach eben vom Aphorismus und mußte dabei Nichtsches gedenken. Rauste? Wie viele Deutsche danken ihm denn, daß er in dieser kleinsten Literaturgattung Größtes geleistet und der deutschen Sprache Lüge von ungeahntem Klangreiz abgelockt, daß er oft bei geringstem Wortverbrauch bisher Unausgesprochenes zu sagen verstanden hat? Noch scheint die Zeit der Erfüllung für ihn nicht gekommen. Vor rund achtzehn Jahren schrieb er: „Haben wir uns je darüber beklagt, nicht verstanden, verkannt, verwechselt, verleumdet, verhöhnt und überhört zu werden? Eben Das ist unser Los, — o für lange noch! Sagen wir, um bescheiden zu sein, bis 1901; es ist auch unsere Auszeichnung.“ Aber noch heute affectiren die Jünglinge, abgesehen von der Ablehnung des Inhaltes, was ihr gutes Recht ist, die gründlichste Verachtung für die Form dieses stilistischen Geschweides, für diese unerhörte Fähigkeit, jede, auch die leiseste, heimlichste Regung des Gedankens, jede, selbst die ganz nach innen bohrende Wallung der Affekte in Worte zu fassen, die, trotz aller Glätte und Plastik, ihren Seelennachklang doch nicht verlieren. Zugleich aber wächst unter den Literaten das Meer seiner ungeschickt tölpelhaften Nachmacher über alles verbauliche Maß. Beides, Verachtung und Nachahmung, ist mir zu begreiflich. Der Jünglinge vermehrt die besonnen demonstrirende Vortragsweise, die bequem kontrollirbare Methode

im Aufbau der Gedanken, die wissenschaftliche Schablone in Konstruktion und Mittheilung. Er wird, er darf, nach Gewöhnung und Eigenart, nicht zugeben, daß ein philosophischer Gedanke nicht gebrochen zu sein braucht, wenn er in Bruchstücken sich mittheilt. Er wird und darf nicht zugeben, daß mit dem Gedanken zugleich auch seine Geburtswehen veräußert werden, und muß diese Verquickung von Sachlichem und Persönlichem für einen Abweg ins Dilettantische, für einen unerlaubten Zwitter halten. Bücher, die in der „Sprache des Thaumindes“ geschrieben sind, Bücher voll Uebermuth, Unruhe, Widerspruch und Aprilwetter scheinen dem nationalen Temperament zuwider; ihm imponiren nur massive Bauten, in denen die „Erkenntnisse“ wie Quadersteine sich in einander fügen und aus denen die freie Willkür im Gestalten und der in immer neuen Anfängen sich entladende Erkenntnerdrang verwiesen sind. Aber muß darum der Mann schlimmer behandelt werden als ein „toter Hund“? Muß darum von Kanzeln und Kathedern gegen ihn mit immer steigendem Lärm unflätig gehetzt werden, als ob jeder Angriff auf die Form unserer Kultur (oder Unkultur) schon ein Verbrechen sei, als ob jede Bewirtung eines Schwachkopfes, dem jeder ungewohnte Gedanke, jede Paradoxie die Kapsel sprengt, den Verkündern neuer Anschauungen zur Last gelegt werden darf? Man bekämpfe Nietzsche. Man widerlege ihn, wenn man kann. Man weise nach, daß er besser gethan hätte, die bewährten Gleise schulmäßigen Philosophirens nie zu verlassen. Man bedaure, mit dem vieler Philosophieprofessor Deussen, nachträglich, daß Nietzsche das Eheglück und den Kindersegen verschmäht habe; man erinnere sich, daß der zweite Theil des „Faust“ nicht geschrieben wäre, wenn Goethe, von Du Bois-Reymond berathen, dem Heinrich die Grete kirchlich vermählt hätte. Aber man hoffe doch nicht, den Glauben verbreiten zu können, Bücher machten ein Leben wirr und kraus, das vorher kräftig und gesund gewesen sei. Und wenn es Büchern ab und zu gelingt, stehes Leben schneller zum Verwelken, morisches Gemüth schneller zum Einsturz zu bringen, so haben sie ihre Schuldigkeit gethan; es hat ihrer nie viele gegeben. Weder heute noch früher. Und weder heute noch früher sind Bücher von solcher Wirkung jagende, beschwichtigende, die eben geltende Norm verherrlichende, die Zustimmung der Mehrheit erschmeichelnde gewesen. Das sollten sich auch unsere akademisch gebildeten Lehrer sagen können, wenn sie — ein Novum — in den Lebensläufen ihrer Abiturienten über den Namen des Vielgeschmähten stolpern. Sie sollten sich sagen: Von den Büchern, die wir als Heiligthümer zu verehren anleiten, giebt es nur wenige, deren Verfasser zu Lebzeiten den Galgen nicht wenigstens gestreift, am Giftbecher nicht wenigstens die Lippen gereicht haben. Von Plato, der heute von nicht Wenigen als der gute Genius Europas belobigt und dazu mißbraucht wird, allerhand mitternächtlige Intelligenzen wachzurütteln, bis auf Kants „Alles zermalmende“ Vernunftkritik, bis auf Bismarcks Neuaußgabe von Machiavellis Buch über den Fürsten steckt Alles voll Tücken, voll dialektischer Anisse, die den Normalverstand foppen und seinem Schöpfertriebe gefährlich werden könnten, wenn er . . . ja, wenn er begriffe, was ihm eben nicht ergreift: nämlich ihren unverföhnlichen Protest gegen seine Denk- und Lebensformen. Und deshalb sollte man sich sagen: Was die Gefahr solcher jeweilig modernsten Bücher paralyfirt, ist die sieghafte Kraft des Lebens, das von allen gedruckten Protesten sich das Wesentliche,

den Kern, die Seele aneignet und einverleibt, alles Andere aber als Schall und Rauch von sich abstößt. Darum auch müßten Takt und Klugheit die wirklichen Aufklärer, als Anleiter zum Gesunddenken, die sie doch sein wollen, verpflichten, die Widerfacher erst ganz verstehen, ja, den advocatus diaboli spielen zu wollen. Der Nachlaß Nietzsche's erleichtert diese Rolle sehr wesentlich.

Sein Reichthum ist erstaunlich; und ohne Uebertreibung kann gesagt werden, daß der aus dem Nachlaß veröffentlichte fünfzehnte Band der Werke Nietzsche's dem Verständniß seiner Gedanken ungeahnte Stützen bietet. Manche Seite liest man wie die Erläuterungsschrift eines Fremden: so wechselnde Standpunkte tauchen bei der Behandlung philosophischer Worthfragen auf, so frei erscheint die Stellung des Verfassers, der sich selbst einen Argonauten des Ideales nennt, gegenüber seinen eigenen, zähen Idiosyncrasien. Es ist das Werk, das Nietzsche am Schluß der „Genealogie der Moral“ (Sommer 1887) als „Der Wille zur Macht, Versuch einer Umwerthung aller Werthe“ ankündigt. Wie es vorliegt, mit unsäglich Mühe aus den Manuskriptbüchern des Verfassers von den Brüdern Horneser entziffert, oft flüchtig andeutend, wie um den rasend schnellen Flug der Gedanken mit Bleistift oder Feder festzuhalten, oft in breiterer, die systematische Welterkung des ungeheuren Problems anstrebender Darstellung, hat es in seiner äußerlichen Unvollendung den Anspruch, neben „Jenseits von Gut und Böse“ und der „Genealogie der Moral“ als Hauptquelle für die Lehre Nietzsche's zu gelten. An vielen Punkten erscheint die Kritik des europäischen Nihilismus nicht so hoffnungslos unerschöpflich wie sonst: die herrschenden Niedergangswerthe stellen sich manchmal doch als Erhaltungswerthe dar, nur maskirt, nur für den Gebrauch des intellektuellen Durchschnittes bemäntelt, als eine *art morality made easy*. Und dann lese man, um sich von dem Werthe dieses nachgelassenen Bandes eine Vorstellung zu machen, die Bemerkungen über Verbrecher und Verbrechen: daß sie so tief in die physiologischen Bestimmungsgründe der menschlichen Psyche einbringen konnten, danken wir der Vorliebe Nietzsche's für den Ausnahmemenschen und die Ausnahmezustände im Normalmenschen. Jeder wird zugeben, daß hier die Liebe das so bequeme Mitleid überwindet. Auch wird die aus Unverstand oder gehässiger Absicht geschürte Vorstellung, als sei das Wort und die Vorstellung vom Uebermenschen der höchste oder gar einzige Gedanke, bis zu dem sich diese vielseitige Natur erhoben habe, hier auf Schritt und Tritt widerlegt. Aber ich thue Unrecht, auf Einzelheiten hinzuweisen; Kenntniß des Ganzen ist nöthig, zur Bekräftigung der Ueberzeugung, daß Nietzsche, der so gern mit seinen Meinungen spielte, es nie mit seinen Bestimmungen that. Die Stimmung ist meist, im Vergleich zu späteren und gleichzeitigen Schriften, wundervoll ruhig, der Ton nur selten übersteigert, überreizt, vielmehr wie durch die Rücksicht auf die wissenschaftliche Unterkellerung der Lehre gemäßiget. Als ob Nietzsche für dieses „systematische Hauptwerk“ ein kritisches, ein mit Ohren, die durch die Vorurtheile des Marktes nicht verstopft sind, hörendes Auditorium ins Auge gefaßt hätte.

Dr. Samuel Saenger.



Selbstanzeigen.

Christa Kuland. S. Fischers Verlag, Berlin 1902.

Das Innenleben einer reich veranlagten Frauennatur in seiner Entwicklung aus den Zeitströmungen heraus wollte ich in „Christa Kuland“ darstellen: einer Frau, die sich auseinanderlebt, statt sich auszulieben, die sich kometenhaft zersplittert, weil sie inmitten einer Zeit steht, die für die Frau eine Weltwende bedeutet, weil sie ein Übergangsgeschöpf ist. „Wir, die junge Frauen- generation“, sagt ihre Freundin Maria, „stehen Alle noch wie auf einer Brücke; die Brücke ruht nicht auf festgefühten Pfeilern, darum schwankt sie; und sie hat auch kein Geländer und wir schwanke mit; und wer nicht sicher austritt und nicht schwindelfrei ist, stürzt leicht hinab; und am Ende der Brücke ist eine Sp hing. Es ist ein Zwiespalt in uns Werdenen zwischen dem Altererbten und dem Neuerwerbungen. Was seit so vielen Generationen Recht und Brauch war, hat sich unserer Bestimmung einverleibt; es ist beinahe Instinkt bei uns geworden. Wir haben noch die Nerven der alten Generationen und die Intelligenz und den Willen der neuen.“ Das von allen früheren Frauengenerationen erworbene, aufgeschöpfte Spezial-Weibthum heftet sich als eine Art milber Parien oder Medusen an die Sohlen der „Neuen Frau“, ihren Willen und ihr Walten lähmend; die Theosophen nennen es Karma. Und dieser Zwiespalt, in dem die Gegenwart hin und her gezerrt wird, ist Christa Kulands Tragik. Sie hat aber auch vollen Antheil an dem Geist ihrer Zeit. In der Gegenwart gehört sie einem Typus an, als dessen Reinzucht der schwärmerische Ästet Daniel Rainer gedacht ist, dem Zeittypus, der von einer fiebernden Sehnsucht nach einer vierten Dimension erfüllt ist, aber auch von anarchistischen Regungen edlen Stills, die selbst vor den Naturgesetzen nicht Halt machen. Es sind Leidende, an sich Bergende, die sich von Gott und Religion losgesagt haben und mit frommer Eier in sich ein neues höchstes Wesen suchen. Christa fühlt, daß sie nur ein dürftiges Reis ist jenes starken Stammes verwegener phantastischer Denker. Ihr fehlt es an Persönlichkeit. In Jahrtausende lang wählender Einsperrung hat das Weib die Flugkraft, da es sie nicht brauchte, eingebüßt. Ihre Vergangenheit greift in ihre Gegenwart hinein. Ein unsichtbares, mystisches Band vereint die Frau von heute mit ihren Schwestern aus fernher Zeit. Ihre Flügel sind lahm, weil sie ein weltgeschichtliches Karma tragen. Hedwig Dohm.



Gedichte. Kassel 1902. Carl Vietor.

Ein Freund sagte einmal zu mir: „Deine Gedichte haben keinen starken Ellbogen nötig, um sich durch das Dichterge dränge hindurchzuarbeiten.“ Ich hab's gewagt. Nay, zürne mir erst nachher.

München.

Gustav Adolf Müller.



Seht uns die Wahrheit! Ein Beitrag zu unserer Erziehung zur Ehe. Leipzig 1902. Hermann Seemann Nachfolger.

In der Arbeit, die ich nun den Lesern vorlege, habe ich jenes gefährliche Wagestück unternommen, vor dem selbst einem alten Teufelskumpen wie dem

Doktor Haufe heimlich graute: Ich bin zu den Mittern hinabgestiegen. Die Mädchenerziehung ist von je her eine heiß umstrittene Frage gewesen. Alle Damen, alle Herren haben darüber höchst lässlich und leidenschaftlos gesprochen und nur uns selbst, den Hauptpersonen in dieser beliebten Farce, wurde jede selbständige Willensregung einfach abgeschnitten. Wir blieben stumme Trägerinnen unserer naive-sentimentalen Rollen, die uns im letzten Akt die notwendige Lustspiellösung bringen mußten. Das ist im Grunde einfache Logik der Thatsachen. Ein nach den Regeln der Gesellschaft gebrilltes weibliches Wesen vergißt nur zu rasch, über sich und seinen Entwicklungsgang nachzudenken. Als junge Dame hat sie weit wichtigere Funktionen zu erfüllen, als ihr Innenleben einer Betrachtung oder gar einer Kritik zu unterziehen. Auf Grund, wie ich kühn behaupten darf, ehrlicher psychologischer Forschung versuchte ich, in meinem Buch eine Darstellung jener gefährlichen Mischung der äußeren Welterziehung und der geheimen Selbstenthaltung zu geben, die später so schädigend auf die Entwicklung unserer physischen und psychischen Kräfte zurückwirkt. Keine frivole Absicht, nicht die Sucht, mit der Verneinung des Althergebrachten modern zu wirken, hat mich dazu bestimmt. Doch das Aussprechen gewisser Thatsachen wirkt in unseren an kausalen . . . Öhren so reichen Gesellschaft immer weit verkehrender als deren Ausübung. Ist Einer von uns ein unangenehmes Abenteuer passiert, so breitet die Welt unter salbungsvollen Neben den fadensteingigen Mantel ihrer Nächstenliebe darüber. Denn Das kann jeder Mutter Kind geschehen. Aber spricht Eine von uns darüber, schreibt sie durchlebte, durchlittene Gedankentrageebenen, die das Leben in tausend und abertausend Fällen zur Wirklichkeit macht, gar nieder, dann giebt es Skandal, — und die Steine fliegen. Denn da ist man wohl sicher: Des braucht wirklich nicht Jeder zukommen. Rüge denn das Blüchlein seinem Schicksal entgegengehn; vielleicht wird mein eigenes Geschlecht zuerst wider mich aufstehen; auch jene ganz Reinen, für die es in lichtestfüllten Stunden niedergeschrieben wurde.

Else Jerusalem-Rotanyi.



Wunderheilung und Gottesglaube. Karl Dunder, Berlin 1902.

Der zuerst von Riechsfäe in seiner ganzen Tragweite erfaßte Satz, daß die Stärke der Suggestionwirkung eines Glaubens niemals einen Maßstab abgeben kann für dessen Wahrheitsgehalt, erhält durch die von der Scientisten-Sekte vollbrachten Heilungen eine Bestätigung, wie sie entscheidener gar nicht gedacht werden kann. Eine Metaphysik für Hintertreppe und Rodenstube heilt Mondsilbige und Wichtbrüchige, während Herr Stocker, der ohne Frage im Besitz des wahren Gottesglaubens ist, sich bescheiden muß, die glücklicheren Konkurrenten zu beneiden, ihnen ihre Gewinnsucht vorzuwerfen und, was seine eigene Person betrifft, zu klagen, daß die schönsten Wunder, die er thun möchte, ungethan bleiben, weil nach einem unerforschlichen Rathschluß die Gnadenhilfe von oben verjage. Darin stimmt mein Schriftchen mit Herrn Stocker überein, daß die deutsche Kolonialpolitik viel großartiger dastünde, wenn, zum Beispiel, die Quas der Chinesen bei bloßem Handauflegen unserer Missionare sofort verschwände.

Karl Trost.



Der Ozeantrust.

Noch gar nicht lange ist es her, da standen die Frachtpreise in der ganzen Welt so hoch, daß der Außenhandel der einzelnen Länder gefährdet schien. Damals, als die ersten Befürchtungen wegen der amerikanischen Gefahr in Deutschland auftauchten, wurden die ängstlichen Gemüther mit dem Hinweis beruhigt, ein rationeller Export nach Deutschland sei schon deshalb unmöglich, weil die Frachtpreise viel zu hoch seien. Allerlei Umstände hatten eine außerordentlich günstige Konjunktur geschaffen. Dann kamen der spanisch-amerikanische Krieg, der Transvaalkrieg und die chinesischen Wirren. Durch diese politischen Ereignisse wurde der verfügbare Schiffsraum weit über das gewöhnliche Maß hinaus in Anspruch genommen, so daß die Transportkosten sich in Folge der gesteigerten Nachfrage beträchtlich erhöhten. Wie es aber in der regellosen kapitalistischen Wirtschaft nun einmal zu gehen pflegt: die Rhebereien wollten nicht einsehen, daß es sich nur um vorübergehende, außerordentliche Erscheinungen handle; sie glaubten, die hohen Frachtpreise würden sich dauernd halten. Man baute wild darauf los, um neuen Schiffsraum in Konkurrenz bringen zu können. Interessant ist in dieser Hinsicht die Statistik des Germanischen Lloyd für das Jahr 1901, aus der hervorgeht, daß an Handelsdampfern im Bau waren 1899: 543 000, 1900: 584 000, 1901: 624 000 Tons Brutto. Diese rege Bauhätigkeit beweist deutlich, daß man, genau wie in der Waarenproduktion, auch in der Schifffahrt den durch die Konjunktur erhöhten Bedarf für dauernd gesichert hielt und danach die Erhöhung der Produktionsfähigkeit einrichtete.

Natürlich mußte sich diese Uebereilung rächen; und sie rächte sich früher, als selbst vorsichtige Leute angenommen hatten. Noch vor dem Erlöschen des Transvaalkrieges drückte die schlechte wirtschaftliche Lage die Frachtsätze herunter; und nun wurden die Aufträge seltener und die Konkurrenz wurde schärfer. Der Versuch, eine Reihe größerer Gesellschaften international zu vereinigen, um so die Preise zu erhöhen, ist also begreiflich. Nur sollte man nicht so thun, als ob unabwendbare Naturereignisse zur Koalition zwingen. Die Hauptschuld an dem plötzlichen Verfall des Frachtengeschäftes trägt der frühere Uebermuth.

Nachdem die große deutsch-englisch-amerikanische Dampferkoalition bekannt geworden war, bemühte sich die englische Presse, an ihrer Spitze die Times, die Nothwendigkeit der Kombination aus gewissen natürlichen Umständen abzuleiten und dem Publikum vorzureden, es werde aus der neusten Reorganisation den Hauptnutzen haben. Die Schiffsbaukunst, hieß es, habe sich ungemein verbessert; aus den Personendampfern seien im Lauf der Zeit mehr und mehr schwimmende Paläste geworden; jede Linie suche durch vorzügliche Verpflegung, durch elegantere Ausstattung der Kabinen und Salons das reisende Publikum heranzuziehen. Abgesehen von den Schaaren der Zwischendeckpassagiere können ja nur solche Leute sich den Luxus einer größeren Ozeanreise leisten, die über viel Geld aus eigener oder fremder Tasche verfügen und größere Ansprüche stellen als andere Reisende. Die Rhebereien haben es also wirklich schwer; und die Konkurrenz bringt es mit sich, daß an diesen Luxuspassagieren nicht leicht mehr viel zu verdienen ist. Dennoch bliebe die Vereinigung der Linien eine zu tabelnde Maßregel. Dem Publikum nützt eben nur Konkurrenz; jedes Monopol führt

zur Verjüngung. Schließt sich um die internationale Schifffahrt der Ring, so muß das Publikum die Zeche zahlen. An erhöhte Sicherung des Transportes, an Steigerung des Komforts, der Fahrtschnelligkeit wird nicht zu denken sein.

Neben dieser Schattenseite der neuen Kombination tritt allerdings auch eine Lichtseite hervor; die Trusts sind ja überhaupt modernere Wirtschaftsgelbde als konkurrierende Einzelbetriebe. Die Konkurrenz zwingt jede einzelne Gesellschaft, ihren Verkehr nach allen Windrichtungen hin selbst dann voll aufrecht zu erhalten, wenn man kaum für die Ausreise, geschweige denn für die Rückfahrt Ladung genug hat. Während jetzt vier, fünf schlecht besetzte Schiffe verschiedener Gesellschaften auf den selben Linien mit Verlust fahren, würde, nach der Vereinbarung, ein Schiff fahren, voll besetzt sein und rentiren. Daher war vom Standpunkt der beteiligten Aktiengesellschaften aus der Abschluß des internationalen Trusts nöthig. Anders aber sieht die Sache aus, wenn man sie nicht vom Standpunkt des um seine Dividende bangenden Aktionärs oder des über die in Aussicht stehende Frachtoertheuerung verärgerten Passagiers, sondern als Volkswirth im Hinblick auf den sich anbahnenden scharfen Konkurrenzkampf zwischen Deutschland und Amerika betrachtet. Ein Urtheil ist da schwer zu fällen, weil wir über des Trusts Art und Organisation vorläufig noch nicht allzu viel Sicheres wissen. Genau unterrichtet sind wir nur über die Teilnehmer. England und Amerika stellen die White Star-Line, die Dominion-Line, die American-Line, die Atlantic Transport- und die Red Star-Line. Dazu sind dann noch die meisten Aktien der Holland-Amerika-Linie erworben. Die Cunard- und Man-Line haben sich vorläufig nicht angeschlossen. Deutschland schickt seine beiden Seepremiastücke, den Norddeutschen Lloyd und die Hamburg-Amerika-Linie, ins Bündniß.

Die anglo-amerikanischen Gesellschaften werden einen Trust bilden, der mit 800 Millionen Mark finanziert werden soll, und zu diesem Trust treten die beiden deutschen Gesellschaften, durch Verträge unter einander gebunden, in ein Vertragsverhältniß, das zwanzig Jahre gelten soll, aber nach zehn Jahren gelöst werden kann. Jede der beiden Gruppen ist „an den finanziellen Erfolgen der anderen bis zu einem gewissen Grade interessiert“; doch soll „der Erwerb von Aktien der deutschen Gesellschaften dem Syndikat verboten“ sein. In das leitende Komitee senden die Deutschen und das Syndikat je zwei Vertreter. Die Hamburger Packetfahrt und der Lloyd haben die Einberufung einer außerordentlichen Generalversammlung angekündigt. Weshalb aber zögerte man so lange? Siegeszeichen pflegt Jeder doch möglichst früh zu enthüllen. Die Trustschiffe dürfen nicht in deutsche Häfen kommen, die Deutschen „ihren Verkehr nicht über ein gewisses Maß erweitern.“ Mit Stolz wird darauf hingewiesen, daß den deutschen Gesellschaften die nationale Unabhängigkeit gewahrt worden sei. Keußerlich siehts ja auch so aus. Denn die deutschen Gesellschaften sind nicht, wie die englischen, im Trust, stehen ihm vielmehr als freie Kontrahenten gegenüber. Ein Blick auf die Vorgeschichte der Sache genügt, um uns die wahre Natur der deutschen Unabhängigkeit erkennen zu lehren.

Der Vater der neuen Kombination ist natürlich Pierpont Morgan, der ja jetzt nie fehlt, wenn es gilt, ein Trustjeuhen zu machen. Aber es hat Jahre langer Kleinarbeit bedurft, bis das Projekt zur Ausführung reif war. Auch ein Trust wird nicht an einem Tage gebaut. Seit die Handelspolitik Amerikas darauf zugeschnitten ist, von der Urproduktion bis zu der fertigen Waare Alles

in einer Hand zu vereinen, haben sich die amerikanischen Eisenbahngesellschaften bemüht, nicht nur bis zur Küste die Waare in ihrer Obhut zu behalten, sondern sie selbst auch auf den Exportweg zu begleiten. Wie ich mir gerade vorliegenden Notizen entnehme, mißlang noch vor sieben Jahren der Versuch der Pennsylvaniaabahn, einen Schiffsdienst nach Europa einzurichten. Aber schon ein Jahr später führte ein Geschicklicher den Versuch zum Erfolg. Hr. Hill von der Great Northern Bahn begann mit dem Schiffsverkehr nach Ostasien. Je mehr die einzelnen großen Bahngesellschaften ihre Selbständigkeit verloren, um so eifriger wurde ihr Streben, gut eingeführte Rhebedereien zu erwerben oder neue Linien einzurichten. Wenn wir von den gemeinsamen Linien der Union Pacific und Southern absehen, die der Vollenbung erst entgegenreifen, so giebt ein gutes Bild von der herrschenden Entwicklungstendenz die Thatsache, daß die Baltimore und Ohio, die Boston und Main, die Southern Pacific, die Chesapeake und Ohio, die Norfolk und Western, die Grand Trunk einzeln oder mit anderen Linien gemeinsam an transatlantischen Dampferlinien interessiert sind.

Diese Entwicklung wurde mit hantochster Energie gefördert. Hinter den Coulissen leiteten die großen Finanzleute das Geschäft, die selben Leute, die an den großen industriellen Trusts theilhaftig waren. Schließlich war man in Amerika fertig. Aber nun blieb das Ausland, dessen Schiffsahrtlinien in dem Augenblick besonders wichtig werden mußten, wo des wirtschaftlichen Niederganges erste Zeichen in Amerika sichtbar wurden. Es kam nun darauf an, den Export der amerikanischen Trusts zu steigern, und um darin den anderen Nationen überlegen zu sein, mußte man die Herrschaft auf dem internationalen Frachtmарkt erobern. Zunächst kaufte man Englands Flotte. Die Japan Line, die Blue Funnel und endlich — der Stolz von Albions Söhnen — die Poyland Line fielen an Amerika. Jetzt konnte auch Deutschlands Schiffsahrt von den Dollarmilliardären aufs Korn genommen werden. Was konnten die Wahregeln schaden, die verhindern sollten, daß deutsche Schiffsahrtaktien von Amerikanern gekauft würden? Das war Dumbug, im besten Falle Selbstbetrug. Und wie will man die Amerikaner hindern, geräuschlos Aktien der deutschen Gesellschaften zu kaufen? Es schien eine Weile schon, als seien Morgan und seine Leute drauf und dran, die Aktien des Lloyd und der Packetfahrt zu kaufen. Die Hölleangst, die sie dadurch in Deutschland erregten, zeigte ihnen aber, daß sie ihr Ziel schneller erreichen konnten. Ihnen lag ja nichts an dem Aktienerwerb, Alles an der Herrschaft über die Linien. Konnte man Geld sparen und ohne Aktien den selben Effekt erzielen: tant mieux. Man schlug den Deutschen ein Kartell vor. Erleichtert athmeten Ballin und Wiegand auf. Das war doch wenigstens nach außen ein Erfolg. Diese Stimmung erklärt denn auch, daß in den Hamburger Nachrichten zu lesen war: „Wir wissen nicht, ob es wahr ist, daß Englands stolze nordatlantische Rhebederei dem amerikanischen Kapital verfallen ist; so viel aber wissen wir und sind nach einer Unterredung, die wir heute an kompetentester Stelle zu führen Gelegenheit hatten, in dieser Ueberzeugung noch bestärkt, daß die Konventionen, die in New-York verhandelt werden sollen, die Unabhängigkeit und die Nationalität unserer beiden großen Rhebedereien in keiner Weise berühren.“

Nach langen Verhandlungen wurden Herr Geo Plate und Herr Ballin nach New-York bestellt. Was sollten sie gegenüber der in Aussicht stehenden

mörderischen Konkurrenz thun? Sie mußten dem Pool beitreten. Auf diesem Wege gab es für den Aktionär höhere Dividende und für die Plebs blieb die Glorie der nationalen Selbständigkeit gewahrt. Doch ein Schiff fährt nicht nach dem Willen der Flagge, sondern nach der Weisung des Kapitalisten, der den Kapitän bezahlt. Und ob die deutschen Kapitalisten künftig noch weiter so weise dürfen, wie sie wollen: Das wird man erst beurtheilen können, wenn über die Leitung des Pool völlige Klarheit geschaffen ist. Wahrscheinlich ist's nicht. Für Herrn Morgan hat der Pool doch nur einen greifbaren Zweck, wenn der Gebieter die Frachtpreise der Welt so festsetzen kann, wie er in seinem Interesse und im Interesse des Stahltrusts es für nöthig hält. Man sollte nicht vergessen, daß nach Dr. Schwabs Eingeständniß der Stahltrust sich für schlechtere Zeiten rüstet. Der Export nach Deutschland und dessen Absatzgebieten ist sein nächstes Ziel. Eine Etappe auf dem Wege zu diesem Ziel ist die internationale Vereinbarung, die, obwohl die deutsche Tonnenzahl beträchtlich überwiegt, vielleicht bald zur Anerkennung der amerikanischen Oberherrschaft gezwungen sein wird. *)

Plutus.

*) Das verächtliche Lächeln über die amerikanische Gefahr, deren Schrecken ja maßlos übertrieben sein sollten, wird den Europäern nächstens wohl vergehen. Außer dem von Plutus hier betrachteten Symptom sind noch andere sichtbar. Der Ankauf der dänischen Antillen mag uns einstweilen unbeträchtlich scheinen. Schon aber hört man, daß ein anderer Morgan, der Beherrscher eines starken Trusts chemischer Fabriken, die Eroberung der deutschen Kaliumwerke plant und bereits Auzer und Aktien namentlich solcher Werke erworben hat, die dem Kalisyndikat nicht angehören. Da die Vereinigten Staaten keine Kalilager, aber einen großen Verbrauch an Kali haben, war der amerikanische Markt bisher ein werthvolles Absatzgebiet für die deutsche Industrie. Das sah Morgan der Zweite und sagte sich: Wenn ich zunächst die nicht kartellirten Werke kaufe oder mir durch Aktientäufe die Herrschaft über ihre Geschäftspolitik sichere, dann breche ich die Macht des Kartells und kann es durch unerträgliche Konkurrenz müßig machen; und diese schlechte Zeit der Kaliindustrie werde ich benutzen, um auch in den Kartellbereich meine Minen zu legen; habe ich im Kartell erst die Mehrheit der Stimmen, so erlebt das deutsche Monopol seinen letzten Tag, wir reißen die Kaliproduktion an uns und brauchen uns nicht länger mehr mit dem darsüßigen Zwischenhändlergewinn zu begnügen. Es ist immer die selbe Geschichte, deren Ausgang, bei der unangreifbaren Ueberlegenheit des amerikanischen Kapitals, kaum zweifelhaft sein kann. Eine Weile wird das Syndikat Widerstand leisten, früher oder später aber zu einer Verständigung mit den rücksichtslos konkurrierenden Hantees gezwungen sein, die sich von der dem stolzen Wallin, dem „Umspanner des Erdballs“, aufgedrängten nicht wesentlich unterscheiden wird. Neben diesem Schauspiel eines wirthschaftlichen Riesenkampfes verblaßt der kleine politische Hader, der lärmend durch die Presse der europäischen Reiche tobt. Wenn das Land des Sternenhanners Europa erst den Preis der Frachten, des Eisens und Stahls, der Kohle und chemischen Produkte vorschreibt und die Widerspenstigen auf allen Märkten unterbietet, wird man erkennen, wie ungemein klug es war, die Wirthschaft erwachsender Völker mit voller Wucht auf den Waarenexport zu stellen.